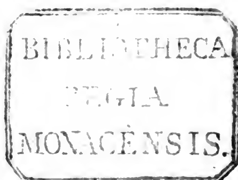
Amarillen und Bartnelken

Theodor Drobisch



Der Bräutigam aus der Luft.

„Ein Dichter hat kein Glück!" sagt irgendwo ein Schriftsteller, doch wenn unter Glück nur das blose klingende Metall zu verstehen und der Alltagsmensch keine höhern Interessen damit verknüpft, so hatte die Vorsehung einen jungen Mann, Namens Erwin, gar reichlich damit versehen. Schon früh verwaist, war ihm das bedeutende Erbtheil seiner Eltern zugefallen, welches ein Freund des verstorbenen Vaters verwaltete, der zugleich Erwins Vormund gewesen.

Der alte reiche Kaufmann Brockens, er war es, der nach vollendeter Vormundschaft noch über seinen Mündel sich eine gewisse Gewaltherrschaft angemaßt und bei jedwedem Unternehmen um Rath gefragt sein wollte, wobei denn natürlich immer sein eigenes Interesse obwaltete, da fast das ganze Vermögen Erwins sich noch in seinen Händen befand.

Zum thatkräftigen Jüngling herangereift, suchte edoch Erwin sich nach und nach der Banden zu ntledigen, die ihn früher an seinen Vormund gefesselt hielten. Es geschah nur langsam und mit iner Zartheit, deren nur ein fühlendes Herz fähig, as einerseits das Gefühl der Dankbarkeit in sich rug und immer noch eine gewisse Ehrfurcht vor em Mann empfand, der von dem längst geschiedenen Vater als derjenige bezeichnet worden war, velcher sich der Waise annehmen und gleichsam Vaterstelle vertreten sollte.

Herr Brockens war ein Kaufmann im wahren Sinne des Wortes. Die Börse war seine Kirche, die Strazza sein Gesangbuch und seine Bibel, das Schreibpult sein Altar. Aus diesem Grunde hätte er es gern gesehen, wenn sein Pflegbefohlner sich der Kaufmannschaft gewidmet. Erwins Geist aber fand keine Heimath in der Welt der Zahlen; schon in früher Jugend glühte er für alles Schöne und Edle, und wenn er sich in Gottes freier Natur erging, wenn sein Blick schwelgte an den Schöpfungen jener Kraft, aus der dereinst die Welt entsprossen, da ging ihm das Herz auf, er hätte hinsinken mögen auf seine Knie und ausrufen: ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie Jene,

die nur in dem Marktgewühl des Lebens ihr Heil suchen und nicht ahnen, daß der wahre Friede in der Einsamkeit der Weltbetrachtung zu finden sei und in der Keuschheit der Naturforschung, so wie in der Innigkeit des Aufhorchens auf des Gedankens millionenfache Offenbarung seine Lösung findet.

Aufgewachsen mit solch schönen heiligen Regungen, bewahrte Erwin diesen süßen Kinderglauben in seinem Herzen. Ergeben den schönen Wissenschaften, erkannte er immer wahrer und inniger die Worte des Plato im „Phädrus": Was sich unbedingt als das Trefflichste in der Natur des Menschen zeigt, ist jener unverwüstliche Trieb der Seele zu dichten und zu gestalten, der selbst von dem Mißklang und Widerstreit des Weltlaufs nicht überwunden wird.

Der Kaufmann aber sah mürrisch darein und wollte, daß der junge Mann etwas Practisches betreibe, worin er nach Vieler Ansicht gewiß nicht Unrecht hatte. - Poesie und Musik war längst seiner Verachtung anheimgefallen und mit kräftigen Worten suchte er eines Tages dies Erwin vorzuhalten, welcher jedoch das Schwert der Rede nicht in der Scheide ließ und ihm bewies: daß der Dichter

ein Arzt, zu dem gebrochene Herzen wallfahrten, daß er ein Priester, dessen Segnungen und Weissagungen das Volk harrt und da predigt durch den Buchstaben von der Herrlichkeit Gottes und seiner Werke jeglichen Völkern, daß der Poet ein Richter und Gesetzgeber, der da zeigt, daß der Könige Nachruhm in seiner Macht und die Verherrlichung einer edeln That erst durch seine Feder geweiht werde.

Ein Lächeln zog sich um die Lippen des Handelsherrn, der zwar hier nichts weiter entgegnete, damit er seinen jungen Freund, wie er ihn immer nannte, nicht erzürne, denn das hübsche Vermögen, welches Erwin besaß, sollte ferner noch seinen Plänen dienen, zu welchem Zweck er eine Nichte ausersehen, die er mit seinem frühern Pflegbefohlenen zu vereinigen gedachte, obgleich weder Character noch Jahre harmonierten.

Schon wollte er den wahrhaft schönen und blühenden Jüngling in's Garn locken, als ihm ein Geheimniß kund ward, von dem er bis jetzt keine Ahnung; ein Geheimniß, welches jetzt den Gang unserer Geschichte eröffnet und die ersten Scenen zu dem Drama entrollt.

Erwin liebte mit aller Gluth und der Leiden-

schaft erster Liebe ein junges, schönes Mädchen; arm an irdischen Gütern, aber reich an Tugend, reich an jenen unverwüstlichen Schätzen, welche der Himmel in die Schächte der menschlichen Herzen gesenkt. Maria, ein blühendes Mädchen von neunzehn Jahren, sie war es, an welche Erwin seine Seele gekettet; jeder Stern, jede Sonne war ihm ein Abglanz der Geliebten, vor welchem er all die Heiligenbilder seiner Ideale zertrümmerte.

Maria war arm, war eine Waise. Doch, fragt die Liebe nach Geburt und Stand? Nein, im engsten Raum der Hütte findet sie ihre Seligkeit, und wie sich die Tropfen in der Fluth vermählen, so auch verketten sich die Herzen, wenn sie anweht der mächtige Hauch, der da ausgeht, wo die Heerschaaren der Engel. — Ihr fragt vielleicht: woher diese Liebe? Doch, wo ist der Mensch, der ihre geheimnißvolle Tiefe ergründet? Zwei Seelen gehen an einander vorüber und — wie das stille Geheimniß eines Telegraphen über unsern Häuptern, geht durch die Brust ein Schweigen, welches doch so mächtig dem Herzen seine Stimme verkündigt.

So die Verkettung dieser beiden reinen Seelen, ungesehen vor der Welt, denn die Liebe ist ja eine

Blume, die im Stillen aufkeimt und knospet und blüht, wie es der Wille des Himmels. Keine Macht ist vorhanden, welche sie herrisch zwingt, damit sie blühe und gedeihe. Tief in der innersten Seele herrscht der eigene Wille des Menschen, außerhalb regiert eine höhere Hand.

Maria hätte es der ganzen Welt zujauchzen mögen, daß sie geliebt werde, doch, die wahre Liebe, ist sie nicht verschlossen, findet sie nicht in der Bewahrung ihres Geheimnisses die Wonne ihres Daseins und Fortbestehens? — Scheuen Schrittes ging daher oft Erwin nach dem kleinen Hause; doch wenn er in das nette reinliche Stübchen seiner Maria trat, welche mit pochendem Herzen durch die Blumen am Fenster seiner Ankunft entgegengelauscht, da ging ihm das Herz auf und bei der Seligkeit ihres Kusses, da vergaß er, daß Neid und Scheelsucht auf der Erde. Und warum, warum sollten denn ihre Herzen nicht freudig schlagen? Giebt es denn etwas Schöneres und Herrliches auf der Welt, als Freundschaft und Liebe in frischer, frommer Jugendzeit? Nein! es kann nichts Höheres geben, denn selbst die Träume gestalten sich da zur Wahrheit. Schön, wie Anadyomene, steigt die Welt empor und Jubellieder dringen hinein in

das Allerheiligste, wo die Zeit und der Mensch wandelt im göttlichen Frieden der Natur.

Dem Herrn Brockens blieb diese Herzensangelegenheit kein Geheimniß, nur zu bald erhielt er davon Kunde. Sein erster Gedanke war: Zerstörung, Auflösung dieses Bündnisses, welches sich seinen Plänen hemmend in den Weg stellte. Wohl kennend das weiche Herz des jungen Mannes, der nur zu oft noch seinen Rathschlägen Gehör lieh, versuchte er erst das gütliche Wort, wobei er sich den Anschein zu geben wußte, als wenn er es für eine heilige Pflicht erachte, ihn abzulenken von dem Wege, auf welchen er sich in jugendlicher Uebereilung verirrt.

Zum ersten Mal fühlte jetzt Erwin, daß man eingreife in die Rechte seines Herzens und Widerstand von seiner Seite unbedingte Pflicht sei. — „Ich soll entsagen meiner Liebe?“ entgegnete er dem starren Manne, der die Liebe nie gekannt. „Fordern Sie Alles, nur dies nicht. Wie die Sonne um die Erde sich schwingt, nach den ewigen Gesetzen der Natur, wie das Blatt der Rose im Wind erzittert, so muß ich lieben die wahrhaft reine und glückliche Seele, in der ich erschaue so Gegenwart als Zukunft. Nennen Sie es nicht flüchtigen

ıausch, ich habe geprüft und keine irdische
ist vermögend, meinen Sinn zu ändern."
err Brockens ließ erst seinen Blick auf dem
ling ruhen und sprach dann: „Am Sterbebett
s Vaters habe ich mit Wort und Hand ver-
hen müssen, stets für Ihr Bestes zu sorgen.
habe es gethan bis zu dieser Stunde und stets
eigtes Ohr gefunden. Ist jetzt der Scheideweg
ommen? soll jetzt dem letzten Willen des ver-
ırten Vaters Hohn und Verachtung entgegen-
eten?"

„Wo ist Hohn und Verachtung?" entgegnete
hm aufgeregt Erwin. „Mildern Sie Ihre Worte,
jetzt, wo vielleicht der Geist meines verklärten
Vaters über uns schwebt und jedes Ihrer Worte
vernimmt. Erblicken Sie vielleicht darin ein
Vergehen, daß ich ein Mädchen liebe, welches arm
ist? O, dann klagen Sie nur auch getrost meinen
seligen Vater eines gleichen Verbrechens an, der
einst meine Mutter zu sich erhob, die da weilte,
wo die Dürftigkeit ihre einzige Umgebung war.
Ich weiß es wohl, Ihre Handlungen, Ihre Unter-
nehmungen leitet der Geist des Kaufmanns und
der Speculation, aber Dank dem Himmel, daß er
nicht diesen Trieb in meine Seele gepflanzt, ich

will die Welt und das Leben mit andern Augen betrachten und das Gut, welches mir geworden, will ich theilen mit einem Herzen, welches theilt den kleinsten meiner Gedanken und fähig ist, sich mir zu opfern in jeglicher Stunde des Lebens."

Mit diesen Worten schied der begeisterte Jüngling von dem Mann, der jetzt die Fäden des Netzes vernichtet sah, worin er einen Menschen fangen wollte, dessen Geschick, wie er wähnte, in seine Hand gegeben war. „Unbändiger Trotzkopf!" murmelte er still und mit Ingrimm. „Du wagst es mich zu meistern, mich, der ich die Welt und Menschen studiert? Du hoffst das Ziel zu erreichen, mit nichten! Er darf das Mädchen nicht nehmen, unter keiner Bedingung, wer weiß, wie sie ihn gefangen und bethört. Da könnte jede lose Dirne herkommen und hier die Söhne reicher Eltern wegfischen. Ueberhaupt eine Zeit, wo das Proletariat sich aufbäumt, um die Reichen und Wohlhabenden zu knechten. Sonst hätten sich die Patricier-Söhne unserer Stadt geschämt, eine Verbindung einzugehen, die nicht ebenbürtig. Welt des Unsinnes und der Verwirrung. Sei wie dem wolle, die Nähtermamsell wollen wir ihn schon entreißen, da giebt es ja noch Mittel und Wege genug."

ǎhrend er so grübelnd mit großen Schritten ‚immer auf- und abging, wurde es außen ɔer Treppe und im Vorzimmer ungemein rege. Klingeln an den Thüren erschollen, ein Die- trat herein und verkündigte ihm die Ankunft Fräulein Gabriele, der Nichte des Handels- rn, welche auf seinem Befehl von weiter Ferne sein Haus gekommen. Eilig ging er ihr ent- gen und — schloß sie in seine Arme.

O Natur! wie ungleich vertheilst Du Deine ǯaben. Welch ein Unterschied zwischen Gabriele ınd der lieblichen Maria. Dort ein nahender Herbst, verweht der Blüthenstaub, ein Herbst mit seinen trüben Wettern. Hier ein schwellender Frühling mit seinem Waldbachrauschen, mit seinen Knospen und Blumen, mit seinem heitern Himmel.

Gabriele, eine Brust, wo so manche Hoffnung ihr Grab gefunden, wo eingesargt so mancher Wunsch des Lebens; Gabriele, die blasse hagere Jungfrau, sie war nach dem Plane des Handelsherrn für den Mann bestimmt, vor welchem die Welt und das Leben lachend zu Füßen lag und sich im Besitz einer reinen unverfälschten Liebe ein Gott dünkte in der weiten unermeßlichen Schöpfung.

Während in dem vornehmen Hause sich die

Prunkgemächer öffneten und Alles aufgeboten wurde, der Dame das Leben so reizend als möglich zu gestalten, weilte Erwin im kleinen traulichen Zimmer seiner Maria. Ach! die Liebe bedarf ja so wenig, um reich und glücklich zu sein; doch auch dieß Wenige suchte man den Glücklichen zu entreißen, denn der alte Brockens sann jetzt Tag und Nacht, wie er das Mädchen aus der Stadt schaffen könne. — Sie war eine Waise, die sich treu und ehrlich ihren Unterhalt erwarb, mit Hülfe der Behörde konnte hier nichts unternommen werden, weshalb man auf ein anderes Mittel sann — die List.

Herr Brockens hatte einen jungen Aventurier in seinen Diensten, dem er nicht undeutlich merken ließ, wie sehr er das Verhältniß Erwins zu dem „blutarmen Mädchen" mißbillige. Mit voller Ueberzeugung stimmte der wüste Fremdling ein, in welchem sich schon längst der Neid geregt, wenn er gedachte, daß sich Erwin der Liebe dieses schönen Mädchens erfreue.

Jetzt galt es, sich die Erkenntlichkeit seines Herrn zu verschaffen, wenn es ihm gelingen sollte, die Wünsche desselben mit zum Ziele zu leiten. Je fester Erwin das Band der Liebe knüpfte, desto

ıe auf der andern Seite an dessen Auf-
:dacht, zumal eines Tages Erwin dem
ı ein Capital kündigte, was vermuthen
eine Veränderung eintreten und vielleicht
jar baldigst die Vermählung stattfinden
Jetzt mußte eingegriffen werden; Roderich,
Brockens Vertrauter, ward abermals und
ıd angegangen, ob nicht ein Mittel vor-
n sei, das Ganze rückgängig zu machen, oder
einen Gewaltstreich zu zerstören. Mit Erwin
einmal gütliche Worte zu wechseln, schien
: rathsam, da solcher nur zu deutlich gemerkt,
chen Plan Herr Brockens mit ihm vorhatte.
Roderich spionirte und hinterbrachte eines Tages
nem Gebieter die Nachricht: daß Erwin ernstliche
nstalt treffe, sich den völligen Besitz seiner Maria
ı sichern und solche in einigen Tagen eine Reise
ıach ihrer entfernten Heimath unternehme, um sich
dort vielleicht der nöthigen Papiere von ihrer Orts-
obrigkeit zu versichern.

Die erste Frage war: wird Erwin sie begleiten? Bald war die Lösung gefunden; Maria unternahm die Reise allein, es zog sie mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach der stillen trauten Heimath, nach dem kleinen friedlichen Städtchen, nach der Grab-

stätte ihrer geliebten Eltern, welche da ruhten auf dem einsamen Friedhof. Hier, an der geliebten Stätte, wollte sie noch einmal sich ausweinen, wollte Abschied nehmen, um dann mit dem Mann ihrer Seele durch Priesters Hand das Band zu knüpfen, das sich längst um Herz und Seele geschlungen.

Schon nahte der Tag, welcher die Liebenden auf einige Wochen trennen sollte; von Stunde zu Stunde klopfte Beiden hörbarer das Herz. In einem langen Kusse nahmen die in der Stille Verlobten Abschied. „Leb' wohl, mein Erwin!" rief Maria, als sie mit einer Welt der seligsten Gefühle an seinem Halse hing, „leb' wohl! auf Wiedersehen! Dort, wo ich meine Jugend verträumt, dort will ich an Dich denken zu jeder Stunde; dort, an der Stätte der Vergangenheit, will ich träumen von der Zukunft!" — Erwin begleitete sie an den Postwagen; der letzte Gruß, der letzte Blick.

Gedankenvoll und langsamen Schrittes ging er zurück. Die Sonne schien so freundlich herab und lockte die Menschen aus ihren düstern Behausungen in's Freie. — Auf diesem Wege begegnete ihm Herr Brockens, dessen Nichte stumm und lautlos

schritt. Zum ersten Mal sah sie den Mann, von welchem ihr Onkel so viel en. Nur zu deutlich bemerkte der Alte, in Kampf jetzt im Innern des Mädchens d, über deren Zukunft seine Hand verfügen

Er wendet trotzig sein Angesicht!" murmelte Kaufmann. „Ein kalter Gruß, verworren die anken, o, ich weiß nur zu gut, wo sie ver- en. Vielleicht ist es noch Zeit, das Gewebe zerreißen. Ich sehe, meine Pläne, meine ünsche stranden, aber — noch ist er nicht an- langt am Ziel, noch nennt er sie nicht die Sei- ige; ein günstiger Moment kann uns die Waffe eichen um das Band zu trennen, welches nur blöder Wahnsinn knüpfen konnte."

So dachte das versteinerte Herz des Mannes, dessen Brust die Liebe nie gekannt, während Er- win's Gedanken sich nur mit seiner Marie beschäf- tigten. Im Geiste zog er mit ihr ein in die Vaterstadt, lustwandelte mit ihr durch die einsame Linden- und Pappel-Allee, welche sich an der alten verfallenen Stadtmauer hinstreckte und Marie ihm so oft geschildert.

So mochte schon mehr als eine Woche ver-

flossen sein, als eines Morgens Roderich zu Herrn Brockens kam und ihm die Mittheilung machte, daß Erwin gestern einen Brief empfangen, welcher ihm die Nachricht gebracht, daß seine Marie in ihrer Heimath von dem dort herrschenden Typhus befallen und äußerst krank darnieder liege. Er habe dieß durch die dritte Hand erfahren, der Liebeskranke sei ganz darnieder geschlagen und bis spät in die Nacht habe er auf seinem Zimmer Licht gehabt. Heute Nachmittag erfahre ich noch mehr.

„Der Typhus — er ist tödtlich!“ murmelte der Kaufherr, als Roderich ihn verlassen. „Erwünscht, wenn der Himmel trennte, was er unmöglich billigen kann.“

Der Späher hielt Wort und brachte den Nachmittag neue Nachricht. Erwin sei entschlossen gewesen, gleich selbst an Ort und Stelle zu reisen, die unerwartete Kunde habe ihn aber so ergriffen, daß ihn ein Frost und dann Fieberhitze überfallen, jetzt — müsse er das Bett hüten.

Für Roderich wurde diese Angelegenheit jetzt ein Gegenstand, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nicht allein der Gedanke: seinem Chef dienstbar zu sein, nein! seine eigene niedere

Seele war es, die hier Nahrung bekam. Das stille ungetrübte Glück eines Menschen war ihm ein Dorn im Auge. Heimlich brütete er am Werke der Zerstörung und als er vernahm, daß Erwin immer kränker geworden, da drang er in Herrn Brockens, dem Kranken einen Besuch abzustatten, um sich erstens von der Wahrheit zu überzeugen und sich bei dem jungen Mann den Schein zu geben, daß er innigen Antheil an seinem Geschick nehme. Wenn dieß geschehen, lasse sich bestimmter und sicherer arbeiten, denn man gewinne damit ein Feld, wo die Thätigkeit freien Spielraum und jedwede Schranke zu überspringen sei.

Der Kaufmann fügte sich seinem Willen und stattete dem Kranken einen Besuch ab. Letzterer erhob sich, ein Strahl der Freude drang aus dem matten Auge, denn Brockens Besuch gab ihm einen Beweis, daß der gereifte strenge Mann die Worte vergessen wollte, die ihm ein Jüngling im Augenblick der Aufwallung entgegen geworfen; er wähnte den alten Freund seines verstorbenen Vaters als Freund und Berather an seinem Lager, der da gekommen zu trösten und zu sühnen.

O Glaube der Menschheit, wie irrig sind deine Pfade. — Jedes Thier erkennt seinen Feind,

nur — der Mensch nicht. Was Erwin für Treue und Wahrheit hinnahm, war Verblendung und Trug; hinter der Maske wahrer Freundschaft und inniger Theilnahme grinste Tücke und Verrath.

Noch in selbiger Stunde unterrichtete Brockens seinen Vertrauten von dem Stand der Dinge. „Jetzt," rief Roderich, „ist es Zeit zur That. Sie waren einst Vormund, jetzt väterlicher Freund Erwins, so und nicht anders weiß es die Welt, wir müssen die Briefe in unsere Hand zu bekommen suchen, die Erwin jetzt von dem Mädchen durch die Post empfängt. Sie kennen den Postboten, ihm einen Wink, einen Befehl, daß jede Aufregung des Kranken vermieden werden müsse und nach Befehl des Arztes nur Zuschriften in seine Hand gelangen sollten, von denen zu erwarten, daß sie keines beunruhigenden und aufregenden Inhaltes."

Der Postbote empfing von Herrn Brockens diese Weisung und selbiger verfehlte nicht, zu gehorchen, da er hierin nur eine weise Vorsicht zum Heil eines Kranken erblickte und durchaus nicht wider seine Dienstpflicht zu handeln glaubte.

Schon den folgenden Tag legte er einen an Erwin gerichteten Brief von Maria's Hand auf dem Comptoir nieder. Schon wollte Herr Brockens

hn erbrechen, als der Gedanke in ihm aufschlug, daß er fremdes Eigenthum in der Hand, daß er n Geheimnisse dringe, wozu er kein Recht und sein Gewissen mit einer Schuld belaste. Fürwahr, seine Hand zitterte und schon wollte er den Brief bei Seite legen, als Roderich langsam herbeischlich. „Ich ahne," flüsterte derselbe, „ein Brief, lassen Sie uns nicht zögern, dieses Papier zu eröffnen. Ist es ja doch nur die Handschrift einer Person, die uns wenig oder gar keinen Respect abzwingen kann. Geben Sie mir den Brief, ich will das Siegel unbemerkt lösen."

Noch war der Kaufherr unschlüssig, er zögerte, doch der Gedanke, daß man nicht auf halbem Wege stehen bleiben müsse, er schlug auf zur Flamme und — so übergab er den Brief dem Menschen, der als sein Mephisto ihm zur Seite stand und vor Freude über den ersten errungenen Sieg sich jetzt lächelnd bei Seite begab.

Schändliches Bubenstück! Jener Brief, geschrieben mit dem Blute des Herzens, benetzt mit heiligen Thränen, von ungeweihter Hand wurde er erbrochen. Maria's Schriftzüge, bestimmt für das reine seelenvolle Auge ihres Geliebten, sie überflog das unlautere Feuer habgieriger teuflischer Blicke.

Jede Zeile ein lebensvoller warmer Hauch hoher Begeisterung, jedes Wort, jeder Buchstabe ein glühender Funke von dem Heerde, wo die Allgewalt der Liebe ihre Opfer gezündet. O, hohes, heiliges Geheimniß der Liebe in der reinen unentweihten Brust eines Jünglings oder eines Mädchens, nicht trachte der Mensch darnach, dich zu ziehen an das Geräusch der Alltagswelt. Und wenn, wenn es geschieht, dann beuge in Demuth dein Haupt, denn auf vor deinen Blicken steigt das Göttliche, welches da schmückt die Stiftshütte des menschlichen Lebens und sich herniederläßt in die Brust des Menschen wie das Amen eines frommen Gebetes.

Aus jener Zuschrift war zu ersehen, wie Maria's Zustand sich merklich gebessert und sie von Tag zu Tag der Genesung entgegen gehe, während Erwin immer mehr von dem Trübsinn ergriffen wurde, der nur zu oft da Raum gewinnt, wenn Zögern und Ungewißheit über gewisse Lagen des Lebens vorherrschen und Blendung in der Hoffnung Licht, uns die Ferne verdunkeln. Jener Brief wäre heilsame Arznei gewesen für das Leiden der Seele und ruchlose Hand entriß solchen durch List in dem so günstigen Augenblick.

Nicht konnte sich Erwin das Zögern erklären,

denn wenn Maria unfähig gewesen, die Feder zu ergreifen, so hätte dieß sicher die Hand der Freundschaft gethan. Aber nicht genug, daß jener Betrüger sich Maria's Briefe zu verschaffen wußte, sein schlau angelegter Plan erstreckte sich auch noch dahin, die Correspondenz von Seiten Erwin's aufzuheben. Er kannte den Diener desselben, ein Mensch, der von dem jungen Mann so manche Wohlthat empfangen, aber bei seinem Leichtsinn solche vergessen konnte, wenn es seinen Vortheil galt. Diesen wußte Roderich mit wenigem Gelde zu gewinnen und so wanderten die Briefe an Maria anstatt auf die Post, in seine Hände.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen war nach Roderichs Ansicht die Sache reif zum entscheidenden Schlag. „Jetzt als Sieger auf den Kampfplatz!" sagte er mit höhnischem Lächeln still für sich, indem er einen Bogen Briefpapier ergriff und im Namen einer Verwandten von Marien einen Brief an Erwin richtete. Verschweigen wir jetzt den Inhalt, nur zu bald werden wir erfahren, wie heimtückisch der Boshafte zu Werke ging. Damit Alles den rechten Gang gehe, schickte Roderich den Brief an einen Bekannten in der Stadt, wo sich Maria aufhielt und ersuchte solchen, selbigen dort

auf die Post zu geben, indem mit einem Freunde ein kleiner Scherz veranstaltet werden sollte.

Erwin, der unterdessen völlig genesen, war entschlossen, seine geliebte Maria mit einem Besuch zu überraschen und hatte bereits dazu alle Anstalten getroffen. Er wollte Gewißheit haben, was der Grund des Schweigens, denn eine bange Ahnung durchzog oft seine Brust und die aufgeregte Phantasie gaukelte ihm böse Träume vor. „Sei wie dem wolle!“ rief er aus, „ich muß Gewißheit haben, hin, zu ihr, die mein Leben und ohne welche keine Seligkeit auf dieser Erde. Maria! ahnest Du meine Nähe? Ja! Du mußt sie ahnen, denn unsere Seelen sind ja verkettet und meine Gedanken auch die Deinen.“

Schon schlug die Stunde, in welcher seine Abreise bestimmt, da kam der Brief an, den man dort unbesorgt und Nichts von alle dem wissend der Post übergeben.

Die Aufschrift war nicht von Maria's Feder, vor Erwartung zitterte Erwin's Hand, schnell, zur Erbrechung des Siegels, da — heiliger Gott! was ist dieß? ein schwarzes Siegel! das Couvert flog bei Seite, ein Blick und — ein Schrei des Entsetzens.

Maria, seine heißgeliebte Maria war todt; gestorben nach langen Leiden und heftigem Kampf in der letzten Stunde des Lebens, — so stand es in dem Briefe.

Erwin, hingesunken auf einen Stuhl, raffte sich empor. „Todt, todt, meine Maria! Nein! ich kann es nicht glauben!“ Und wiederum starrte sein Blick auf das Papier, da stand es geschrieben, klar und deutlich bis auf die kleinsten Umstände, ja, es wurden sogar die Briefe und Inhalt derselben erwähnt, welche er kurz zuvor abgesendet und nach dem Wunsch der Sterbenden man ihr mit in den Sarg gegeben.

Bis jetzt war Erwin keiner Thräne fähig, noch hielt er es für einen Traum, als er aber den Inhalt noch einmal überflogen, da lös'te sich der heilige Quell der Thränen in seiner ganzen Fluth.

„War dieß dein Wille, dein Rathschluß, o ewige gerechte Gottheit!“ rief er unter den höchsten Erregungen aller Gefühle. „Warum, du heiliger dreieiniger Gott, entnahmst du sie so früh dieser Erde, auf welcher sie mich träumen ließ von deinem Himmel? Geist meiner verklärten Maria! umschwebe mich in dieser Stunde, daß sich Trost hernieder senke auf mein gebeugtes Haupt. Welche

Prüfung im Frühling meines Lebens, der erste Ring zur Kette eines unsäglichen Leides, aufgeangelt die Pforte für Tage des Trübsals und namenlosen Kummers."

So schwanden ihm die Stunden des Tages, der ruhige Abend kehrte ein mit seiner Kühle, ein rothgeweintes Augenlid starrte in die Nacht und blickte auf nach der Sternenburg des Himmels.

Wunderbares Räthsel, daß der Blick des Menschen sich nach dem Tode eines Lieben nach den Höhen richtet, wo das Heer der Sterne seine Bahnen wallt, daß der Mensch in Nöthen unwillkürlich emporschaut nach dem Himmel.

Wehe der irdischen Gewalt, die da spielt mit Menschenherzen, denn jedes hat einen unsichtbaren Rächer, welcher früh oder später vergilt nach den Gesetzen, welche Gottes Finger geschrieben.

Wenden wir uns jetzt ab von dem Schwergeprüften, lassen wir ihn allein mit dem Leid der Seele, der Gang unserer Geschichte führt uns jetzt wieder nach dem Hause, wo dieser schwarze Plan entstanden und zur Ausführung gediehen. Jener Verworfene, der das Werkzeug der Rache, er hatte bis jetzt sein Werk nur halb vollendet. Jetzt galt es, das Mädchen zu täuschen, das mit banger

:hnsucht einer Kunde von ihrem Geliebten ent- gen harrte. Was ist leichter zu täuschen als n Mädchen, zumal wenn es liebt? Mit wenigen ;chriftzügen war es gethan.

Armes, getäuschtes Kind! Du glaubtest an den)immel ohne das Fegefeuer der Reinigung, ahn- est nicht, daß der Pulsschlag liebeseliger Herzen)en Neid wach ruft und ihn anstachelt zu unse- ligen Thaten.

Mitten in ihren Träumen von dem Glück ihrer Liebe, umwogt von dem Meer der Gedanken, wo ein jeder den Namen Erwin umfaßte, den Blick versenkt in das Kommen der Tage, da öffnete sich die Thür, sie flog auf und eilte dem Postboten entgegen, ein Brief von — nein! das sind nicht die Züge seiner Hand, das ist eine fremde Schrift, sie zerbrach mit banger Erwartung das Siegel um den Inhalt zu erfahren.

Was ist's, daß das Auge mit Begier jeder Zeile folgt? Das Papier zittert in ihrer Hand, die Lippen beben und Leichenbläße tritt auf Ma- ria's Wangen. Sie naht dem Ende der Zuschrift, die Ballen ihrer weißen weichen Hände auf das Auge gedrückt, sinkt sie fast ohnmächtig zusammen.

Unglückselige Botschaft! jeder Buchstabe ein

Dolchstich in ihr Herz. — Werfen wir einen Blick in den Brief, er lautete nach gemessenen Worten der Titulatur und Datum wie folgt: „Eine Thräne des Mitleids für Ihren Bräutigam, eine Thräne des Mitleids für meinen innig geliebten Freund! Während ich dieß schreibe, hat er die Grenzen Deutschlands hinter sich, schaut nicht mehr das theure Vaterland. Erwin, begeistert für Freiheit und Vaterland, hat schon früher und vorzüglich in letzterer Zeit mit Wort und Schrift gegen die Unterdrückung gekämpft und wider aller Erwarten mit politischen Vereinen correspondirt, deren Thun und Treiben nicht ohne Grund den Verdacht der Polizei erregt. Verrath! Verrath! nur die eiligste Flucht konnte retten, denn hier hätte ihn nur der Kerker erwartet. Auf meinem Zimmer schrieb er noch in der Nacht einige Zeilen, einen Abschied an Sie, an seine so heißgeliebte Braut. Mit Thränen im Auge küßte er die von Ihnen empfangenen Briefe und beschwor mich, jene Zeilen an Sie zu befördern. Unglückseliges Verhängniß! ich bin nicht mehr in ihrem Besitz. Am folgenden Morgen durchsuchte die Polizei auch meine Papiere und nahm das Blatt, welches für Sie bestimmt. Nur zwei Ihrer letzten Briefe, welche Erwin bei

der Eile der Flucht auf meinem Tische liegen ließ, füge ich hier bei. Erwin ist nach Amerika gegangen; das Dampfschiff „Hekla“ in einem der Nordseehäfen hat ihn aufgenommen, jetzt, wo ich dieß schreibe, schwimmt er bereits auf dem Ocean. Gott schenke ihm eine glückliche Fahrt und Ihnen Trost in so schwerem Geschick. Als Freund rathe ich Ihnen: vermeiden Sie hier diese Stadt, Sie würden als Vertraute und Braut des schwer gravirten Flüchtlings mit der Polizei nur in argen Conflict gerathen.“

Die Namensunterschrift war unleserlich, doch, wer sollte an der Wahrheit des Ganzen zweifeln? Es lagen ja Maria's letzte an Erwin gerichtete und eröffneten Briefe bei.

Starr und stumm wie ein Steinbild saß Maria da, als sie den Brief gelesen. Getrennt von dem Mann, den sie so unaussprechlich liebte; Erwin ein Flüchtling, Preis gegeben dem wilden Element; entsagt der Heimath und wendet den Blick hinüber nach der neuen Welt! — Zerstört all die schönen Träume und sie, eine Waise, hinausgestoßen in die Welt, die ihr bisher nur wenige der Freuden gespendet. Tausende von Thränen weinte sie ihm nach, ihm, dessen Herz und

Seele sie geweiht für hier und dort, wo die Heimath der Seelen. Wenn sich die stille lautlose Nacht herniedersenkte und längst Alles zur Ruh gegangen war, dann saß Maria noch allein. Wo, wo mag er jetzt verweilen? Dieß waren die Worte, welche still über ihre Lippen gingen. Und ehe sie die Augen schloß, eh' der Schlaf sie umfing, da betete sie zu Gott, daß er schützen und seine gnadenreiche Hand ausbreiten möge über den Geliebten. Ja, im Gebet fand sie Trost und Hoffnung, an ihr hielt sie fest, da in ihrer Brust der Glaube waltete, daß sie Erwin nicht verlassen werde, denn er hatte ihr ja ewige Liebe und Treue geschworen.

Glücklich noch im Schmerz, denn ihr war ja noch Eines geblieben — die Hoffnung. „Trennen uns auch Länder und Meer," rief sie aus, „die Herzen sind es nicht. Mein wird er gedenken zu jeder Stunde, meiner in der deutschen Heimath. Ja! sein Ruf, er wird erschallen, ich folge ihm nach und wären es tausende der Meilen. Nicht scheuen will ich Gefahr und Tod, denn ohne ihn ist mir ja das Leben kein Leben mehr!"

O, ihr Opfer der List und des Hasses. Maria wähnte den Trauten ihres Herzens in der neuen

Welt; Erwin seine Geliebte in jener Welt, deren Dasein wir hoffen.

Trennung durch die Macht der Cabale, es war erreicht, die Bosheit feierte ihren Triumph. Wie und auf welche Art das ganze Bubenstück zur Ausführung gediehen, suchte Roderich anfänglich dem alten Brockens zu verschweigen, bis er so nach und nach das Gemälde entrollte, das unter seiner Hand entstanden. Der Kaufherr war überrascht, er fühlte trotz seines versteinerten Herzens dennoch das Tückische dieser That, aber es war ja nach seinem Willen geschehen und was fragt so ein Shylockherz nach den Mitteln, wenn nur damit der Zweck erreicht wird. Daß durch diesen Streich zwei Herzen gebrochen und zahllose Thränen in's Auge gelockt, dieß vermochte er jetzt nicht zu fassen, denn das Bewußtsein, daß es außer dem Erwerb von Geld und Gut noch höhere, edelere Dinge auf der Erde gäbe, dieß Bewußtsein war längst in ihm erstorben. Sein Streben war darauf gerichtet, das Vermögen Erwin's in seinem Kreise zu erhalten, deshalb setzte er die Hebel in Bewegung und nannte Wahnsinn das, was sich als höchste Liebe erwies. Haß deshalb, weil Maria arm und mittellos war, Neid und Scheel-

sucht, weil ihr ein Glück theilhaftig werden sollte, welches man zwingen wollte, sich anderswo niederzulassen.

Wer aber kann der Liebe gebieten, daß sie horste, wo ihr großer gewaltiger Flügelschlag nicht Raum? Wer kann dem Herzen gebieten, da seine Opfer zu zünden, wo jeder Nerv erzittert und dem Raume zu entfliehen sucht, wo es sich nicht heimisch fühlt? O, über die Welt, die solches Alles schon tausendfach erlebt und immer wieder auf's Neue zu gebären sucht. Doch, was geschehen, es besteht und die Saat des Bösen wuchert auf, reift empor unter Gottes Sonne, in deren Strahl Melonen reifen und sich ausbrüten die Eier der Krokodille.

Furchtbar reifte jene Saat auf. — Erwin war nicht mehr der feurige gluthvolle Jüngling, wie ihn die Welt gesehen. Seit jenem Tage, wo er die Trauerbotschaft empfing, da zog gleich dem Herbst mit seinen trüben Wettern eine Schwermuth in seine Seele, welche jede Freude im Keim vernichtete. Der Glanz seines Auges erlosch, eine Bläße umzog die sonst so blühenden vollen Wangen. Mit Wehmuth betrachteten ihn seine frühern Freunde und Jugendgenossen, wir sagen: seine frühern Freunde; denn als er Maria kennen lernte,

als sie es war, welche sein Leben und seine Welt umfaßte, da wich die Freundschaft vor der Allgewalt der Liebe. Er trauerte nicht äußerlich, aber tief, tief im Herzen, wo so manche schöne Erinnerung begraben und ein großes gewaltiges Drama mit seinen erschütternden Monologen sich zur Scene erkoren.

Erwih, mit irdischem Gut gesegnet, das Erbtheil braver guter Aeltern, er war jetzt ein armer, ein bejammernswerther Mann. Gebeugt jede Thatkraft, ging er still einher, verschloß sich oft Tage lang in sein Zimmer und wenn er seine Schritte in's Freie lenkte, so wandelte er auf einsamen Feldrainen oder lagerte sich im Schatten des düstern Waldes. Fand man ihn nicht auf diesen Wegen, so weilte er nicht selten an dem Orte, wo — für die Ewigkeit gesät wird, auf dem Friedhofe.

An der Pforte desselben begegnete ihm eines Tages der alte Brockens, welcher, von seiner Nichte begleitet, des Weges daherkam. Der Anblick Erwin's übte einen schauerlichen Eindruck auf sein Inneres, denn ihm sagte ja sein Gewissen, daß er hier Schuld trage. Auf die Frage seiner Nichte, warum der Herr Erwin so niedergeschlagen und

blaß aussehe, stammelte er einige nichtssagende Worte und suchte dann dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Gabriele, die bejahrte Jungfrau, achtete nicht des Gespräches, sie war plötzlich still und ernst geworden; wunderbare Gedanken schienen sich ihrer bemächtigt zu haben.

In vielen Familien der Stadt sprach man jetzt von Erwin's Zustand; hier und da forschte man nach der Ursache und da blieb denn seine Liebe kein Geheimniß. Hier und da munkelte man auch, daß der alte Brockens einen großen Theil der Schuld auf sich geladen, indem er eine Verbindung mit seiner Nichte beabsichtigt und alle Mittel aufgeboten, das Bündniß zu trennen, welches in Folge von Gram und Kummer nun der Tod gelös't habe.

Wer Brockens Character kannte, schwieg still und bemitleidete den Jüngling mit so trefflichem Geist und Herz. Aber nicht allein das Herz, auch der Geist kann krank werden; von Tag zu Tag hatte dieses Uebel bei Erwin immer mehr Raum ergriffen. Eine tiefe Melancholie lag auf dem bleichen schönen Gesicht des Jünglings; gebeugt ging er einher, er trug schwer, denn — er trug sein Herz.

Eilen wir jetzt einer Catastrophe entgegen, welche den Lebenswegen der Lebendigtodten eine Wendung gab. — Maria hatte es nach Empfang des bewußten Briefes nicht gewagt, die Rückkehr anzutreten. Was sollte sie auch an einem Orte, der nur trübe Erinnerungen in ihrer Seele hervorrief und wo sie nur neues Ungemach erwarten durfte? Sie verließ das heimathliche Städtchen und begab sich nach dem Dörfchen Ruhbach, zwei Meilen von der Residenz, wohin sie eine weitläuftige Verwandte, eine Pastorswittwe, berufen, welcher sie, da die Frau schon hoch an Jahren, in Führung der kleinen Wirthschaft thätige Hülfe leistete.

Wohlthätig wirkte die ländliche Ruhe und der Friede der Natur auf ihr zerstörtes Gemüth. Noch immer nährte sie die Hoffnung, eine Kunde von ihrem Erwin von jenseits des Meeres zu erhalten. Doch, auch diese letzte Hoffnung sollte zertrümmert und der Kelch des Leidens noch einmal gefüllt werden. Der Pfarrer des Dorfes hielt mehrere Zeitungen, welche sich Maria öfters erbat, denn jede Nachricht von und über Amerika war ihr von hohem Interesse, denn sie wußte ja in diesem Lande ein Herz, das noch glühte für die

Heimath, das noch einen Pulsschlag bewahrt für die Liebe, die da emporgereift, wo die Wiege dessen gestanden, den das Verhängniß hinausgetrieben in die weite Welt.

Mit Begier nahm eines Tages Maria die Zeitung zur Hand, nachdem sie einige Zeilen gelesen, erweiterte sich ihr Blick und gleich einem Donnerschlag, der die Schläfer eines ganzen Landes weckt, durchzuckte es ihre Seele. Die Notiz lautete: „Das Dampfschiff „Hekla," welches auf der Fahrt nach Amerika begriffen war, ist zwei Tage vor der Landung durch das Springen des Kessels und sonstiger Unvorsichtigkeit ein Raub der Flammen geworden. Von der Mannschaft gelang es nur dem Capitain und vier Matrosen sich zu retten. Von den 120 Passagieren, meistens Auswanderer, ist nicht Einer entkommen, sie fanden entweder ihren Tod in den Flammen, oder in der kühlen Fluth des Meeres."

Ein großes erschütterndes Ereigniß macht den Menschen stumm, lähmt für den Augenblick jeglichen Gedanken, hemmt den Quell der Thränen. Maria hob das schöne blaue Auge gen Himmel, das Blatt entsank ihren Händen, welche sich unwillkürlich zum Gebet falteten. „Er stand in

Gottes Hand!" lispelte sie dann still, „der Ewige hat es so gewollt. Erwin! Erwin! harre an der Pforte des Himmels, bald, bald folge ich Dir nach, denn diesen Schlag überlebe ich nicht!"

Armes Mädchen! Dein Schmerz ist zu groß, um Zeuge zu sein. Mit einer stillen Thräne im Auge laß uns scheiden bis — wir uns wiedersehen.

Wiedersehen! ja, an dieß Wort war Erwin's Seele gebunden, er rief es aus im Geräusch des Tages, es ging über seine Lippen im Schauer der Nacht. Den Trübsinn zu verscheuchen und die Ruhe der geistigen Kraft wieder in die frühere Bahn zu lenken, hatte sich ein befreundeter Arzt väterlich des Jünglings angenommen, welcher es dahin brachte, daß Erwin wieder unter Menschen kam und Zerstreuung suchte. Doch, woher sollte Aufheiterung kommen? seine Gedanken waren zu fest an die Erinnerung Maria's gebannt und diese wurden dereinst noch mehr verwirrt, als er vernahm, daß der alte Brockens der Urheber seines Unglücks sei, daß selbiger geäußert: er wolle die Verwaltung seines Vermögens abermals übernehmen, denn ein Mensch in Ermangelung der

Sinne bedürfe eines Vormundes, da lohte der langverhaltene Grimm zur vollen Flamme auf.

Nicht unmöglich, daß der als reich verschrieene Kaufherr sein Trachten nach völliger Innebehaltung des Vermögens richtete. Die politischen Stürme der letzten Zeit hatten nachtheilig auf Handel und Wandel eingewirkt und einige fehlgeschlagene Speculationen die Fonds verringert. Vielleicht wollte er hiermit gewinnen, da seine anderweitigen uns bekannten Pläne als vereitelt anzusehen waren.

Angefüllt mit solchen Gedanken saß er eines Tages auf seinem Comptoir. Es war der letzte Tag des Monats, wo Anweisungen und Wechsel zur Zahlung vorgelegt wurden und jedwede Thätigkeit in Anspruch nahm. Plötzlich erschien Roderich in dem engen Behältniß, wo Herr Brockens allein an seinem Pulte saß, stammelte einige Worte und wies nach der Thür, in welcher Erwin sichtbar wurde. Das schwarze lockige Haar hing ihm aufgelös't um die Schläfe, der Blick war wild und stier auf die beiden Anwesenden gerichtet. Auf die von dem Kaufherrn an Erwin gerichtete Frage, was er wünsche, erfolgte keine Antwort, eine starre Pause. Endlich aber richtete Erwin einen furchtbaren Blick auf den Chef des Hauses und sprach

mit Donnerstimme: „Ihr fragt, was mein Begehr? Mein einzig Hab und Gut auf dieser Erde will ich haben, ich verlange es aus Ihren Händen, heraus, Sie haben es mir gestohlen!“

„Gestohlen, was, Ihr Geld? zu jeder Stunde ...“

„Nichts da, von Geld,“ unterbrach ihn heftig der Aufgeregte. „Behaltet diesen elenden Mammon für Euch in Kisten und Truhen. Meinen ganzen Reichthum, das Herz meiner Maria habt Ihr mir entwendet, o! es ist Wahrheit, was die Leute sagen, bittere Wahrheit, Ihr habt mich hintergangen ...“

„Hintergangen?“ rief Brockens in höchster Aufregung, mit einem Blick auf Roderich, der unruhig auf- und abging. — „Häufen Sie nicht Beleidigung auf Beleidigung. Wer kann dafür, wo der Himmel eingreift.“

„Der Himmel ...“ entgegnete ihm Erwin. „Nein! er hat dieß nicht gewollt, aber die Menschen, sie sind die Würger. Ist's Traum, ist's Wahrheit, ich verlange Rede, meine Maria ...“

„Ist todt!“ fiel scharf und schneidend Roderich ein, um somit den letzten entscheidenden Schlag zu wagen. — „Sie ist todt! ich selbst habe zufällig den Leichenzug gesehen.“

„Gesehen, den Zug zum Grabe!“ rief Erwin in höchster Extase. „Warum nicht ich, ich — der erste Leidtragende? Fluchwürdiges Dasein! elendes, kümmerliches Leben! Andere Menschen sterben nur einmal und dieß im süßen Schlaf; ich aber sterbe nach jedem Erwachen!“

Der Kaufherr wollte seinen Platz verlassen, um den durchbohrenden Blicken des Rasenden zu entfliehen. Erwin aber vertrat ihm den Weg und rief mit Aufbietung aller Kräfte: „Halt! nicht von der Stelle, bis Du mir Rede gestanden. Du hast sie mir geraubt, von Dir fordere ich sie zurück. Auf Dein graues Haupt all das Elend, das hereingebrochen, Du, Du warst der böse Dämon, der sich zwischen uns und unsere Liebe gedrängt. Verrath und Trennung! Kampf und Verzweiflung, aber hier durch meinen Arm Rache und Vergeltung!“ — Mit diesen Worten griff er nach einem Packmesser, welches auf dem Tische lag, und stürzte auf Brockens zu. Ein lauter Hülferuf erscholl jetzt aus dessen Munde. Roderich, so wie sämmtliche Diener des Hauses stürzten herbei und fielen dem Rasenden in die Arme. Nur mit Anstrengung entwandten sie ihm das Messer, denn der Bewußtlose entfaltete eine übermenschliche Kraft.

Zitternd am ganzen Leibe, entfloh der Kaufherr der Scene; sämmtliche Inwohner des Hauses liefen herbei und auf der Straße sammelte sich eine Gruppe von Menschen, welche sich fragten: was geschehen, was hier vorgegangen.

Mit bleichen Lippen, das Haar wild im Gesicht, war Erwin in einen Lehnstuhl gesunken; in mächtigen Schlägen pulsirte das Herz, die Melancholie, welche seit Monden sein ganzes Wesen ergriffen, war zum Ausbruch gekommen. Der herbeigerufene Arzt ließ einen Wagen bestellen, um den Kranken — vor der Hand — in's Hospital zu bringen.

Es geschah. In Brockens Hause war für mehrere Stunden das Geschäft gestört, eine Unruhe hatte sich aller Gemüther bemächtigt, welche vorzüglich an Roderich bemerkbar. Furchtbar trat sein Gewissen heut' als Ankläger und Richter auf, jene Stunde führte einen gänzlichen Bruch mit seinem Principal herbei, welcher gar starke Worte mit ihm wechselte, die der mit der Welt und ihren Tücken Vertraute zu würdigen und zu entgegnen vermochte.

Gabriele, welche noch im Hause ihres Onkels weilte und sich einer großen Täuschung hingegeben,

gab jetzt den letzten Rest ihrer Hoffnung auf. Sie ging zurück, von wo sie gekommen. Als der Alte ihr flüchtig am Wagen den letzten Gruß gespendet, ging er verstört und mürrisch in sein Comptoir. Eben wollte er etliche eingelaufene Briefe erbrechen, als ein Diener vom Rathhause hereintrat und Herrn Brockens zu Morgen neun Uhr auf das Gericht bestellte.

Eine Citation vor Gericht, er drückte die Augen zu und umfaßte seine Stirn mit der flachen Hand. Roderich, welcher der einzige Zeuge von der Bestellung war, horchte auf, seiner Hand entsank die Feder, keiner von Beiden sprach ein Wort, aber in der Brust da pochte das Herz, denn Beide drückte das Gefühl der Schuld, sie glaubten sich verrathen.

Jetzt sah der starre Mann ein, daß Ehre und Vertrauen auf dem Spiele, daß er jetzt ein Fangball in der Hand eines Menschen, der fähig war, den intimsten Freund, ja seinen Bruder zu verrathen, wenn es seinen Vortheil, so wie seine eigene Sicherheit galt. Der Schurke mußte sich jetzt dem Schurken vertrauen. Ungesehen nahm jetzt Brockens den Mann bei Seite, der seinen Plänen gedient und sprach still: „Sie haben ver-

nommen, daß ich auf das Gericht kommen soll, was, ich frage Sie, was ahnen Sie?"

„Das Schlimmste!" entgegnete Roderich. „Hat man Beweise von unserm Thun und Treiben aufgefunden, so sind Sie entehrt für alle Zeiten und meiner wartet das Zuchthaus."

„Wie? Sie könnten mich wirklich mit in die Sache hineinziehen?"

„Soll ich allein Strafe erleiden für das, was ich nach Ihrem Wunsch, nach Ihrem Willen?"

„Was, mein Wille? Herr Roderich, Sie führen eine Sprache ..."

„Die ich auch bei Gericht anstimmen werde, wenn man nur im Geringsten Miene macht, mir die Freiheit zu kürzen. Sie sind der Mitwisser und Mitschuldige, dieß sagt mir jetzt jede Miene Ihres Gesichtes und wird Sie auch vor dem Richter verrathen. Doch, es giebt ein Mittel..."

„Ein Mittel? sprechen Sie es aus..."

„Es ist die Flucht. Entfernung aus Ihrem Hause. Bin ich über alle Berge, kann man Ihnen nichts anhaben, Sie leugnen."

„Flucht, schleunige Entfernung! Sie haben Recht! ich — werde mich dankbar zeigen."

„Nichts von Dankbarkeit. Ich entsage hier

freiwillig einer festen Stellung, bringe zu Ihren Gunsten, zur Rettung Ihrer Ehre ein Opfer, welches ich nicht so leicht aufwiegen lasse."

„Was — Herr Roderich — brauchen Sie?"

„Ich muß tausend Thaler haben!"

„Tausend! sind Sie bei Sinnen!"

„Zögern Sie nicht, es ist dieß noch eine billige Summe."

„Dies kann ich nicht geben, auf Ehre! Sie wollen von mir eine Summe erpressen..."

„Die ich nöthigen Falls entbehren kann. Ehe ich aber die Stadt verlasse, erfährt das Gericht und die ganze Einwohnerschaft das, was bis jetzt noch unter uns ein Geheimniß."

Ein heftiger Kampf tobte im Innern des Mannes, der sich jetzt in der Gewalt eines seiner Diener sah. Er, der sonst so Stolze und Hochmüthige, versuchte das Wort der Güte, der listige Betrüger nahm mit 800 Thaler verlieb, die ihm Brockens auf der Stelle mit der Bedingung auszahlte, morgen mit aller Frühe die Stadt zu verlassen.

Noch vor der Dämmerung des Morgens verließ Roderich das Haus.

Als die Glocke neun schlug, ging mit Span=

nung und banger Erwartung der Kaufherr zu dem Richter. — Ja, mit banger Erwartung, mit jenem peinlichen Gefühl der Unruhe, das Raum ergreift in der menschlichen Brust, wenn Zweifel uns umirren, oder vielleicht gar schon eine innere Stimme den Ankläger macht.

Nach Verlauf einer halben Stunde sah man Herrn Brockens die Treppe wieder herabgehen, er knöpfte den Rock auf und — schöpfte freien Athem, ihm war zu Muthe, als habe sich ein schwerer Stein von seiner Brust gewälzt.

Das Gericht hatte ihm eröffnet, daß Erwin's geistiger Zustand es erheische, daß das Vermögen des jungen mündigen Mannes so lange in gerichtliche Verwahrung genommen werden müsse, bis sich sein Zustand gebessert. Herr Brockens habe daher alle in seinen Händen und Erwin gehörigen Gelder binnen vierzehn Tagen an das Gericht einzuliefern.

Auslieferung des Geldes in so kurzer Frist, genaue specielle Rechnung. Darauf war er nicht vorbereitet und doch — mußte es geschehen. Vorübergegangen war ein Sturm, der schon sein Inneres erschüttert, gerettet seine Ehre und das Ansehen seines Hauses vor den Augen der Welt.

Doch Eines krampfte seine Hand zusammen und ließ ihn einen Fluch murmeln, daß er in Demuth vor einem seiner Diener gestanden und ihm solcher eine Summe Geldes erpreßt. Die größte Wunde für seinen Geiz und seine Habsucht, die erste Strafe für seine schwarzen Pläne.

Nicht vermochte er in das düstere Comptoir zurückzukehren, die Luft war so mild, der Himmel so rein, er wollte sich einmal am Blick der schönen Natur laben, er fühlte nach langer Zeit das Bedürfniß, sich an Gottes Schöpfung zu erstarken, doch, auch dieses sollte ihm vergällt werden. Kaum vor'm Thor angelangt, entflohen dem Gewühle der Menge, kam ein Reisewagen aus der Stadt. Der Spaziergänger mit der finstern gefurchten Stirn warf seine Blicke hinein, da sah er einen Blick aus einem bleichen Gesicht, der ihn anstarrte und seine Tritte hemmte. An der Seite eines Arztes saß still und sprachlos — Erwin.

Der Postillon blies ein fröhliches Stücklein, jeder Ton aber hallte dem Mann an der Heerstraße wie Grabesläuten an's Ohr. Der Staub wirbelte auf, getrieben von dem frischen Wind, binnen wenig Minuten war der Wagen entschwunden. Wohin nahm er seinen Lauf?

Der Weg ging nach der Residenz, ein Viertelstündchen weiter, nach der Irrenanstalt.

Ein tiefer Denker, ein großer Menschenkenner, ein väterlicher Freund der seiner Obhut anvertrauten Kranken, als einen solchen Mann von Geist und Gemüth pries man allgemein den Director der Irrenanstalt, den Medicinalrath Dr. W**. Schon waren vier Monate verflossen, daß Erwin in seinem Hause. Der große Arzt, der liebevolle Mann bot Alles auf, den Trübsinn und die Schwermuth zu bannen, welche sich Erwin's bemächtigt. Oft gab es Augenblicke, wo ein Lichtschein aufzudämmern schien, der süße Ton der Rede kehrte zurück und die ganze Unterhaltung ließ nichts von einer Verirrung des Geistes ahnen. Nur wenn der Abend nahte, wenn die Nacht einbrach, dann verstummte der bleiche Gefangene, er ging auf sein Zimmer, öffnete die mit eisernen Gittern versehene Fenster und versenkte seinen Blick in den nächtlichen Sternenhimmel. Wie aus einem Traum erwachend rief er dann oft: dort, wo die Venus, der Stern der Liebe, dort bei der Leyer und dem Schwan, da, da lebt sie, die Reine, die Verklärte. So saß er oft halbe Nächte lang und

nur mit Mühe gelang es dann dem ärztlichen Berather, den ihm Anvertrauten zur Ruhe zu bringen, welcher sonst arglos den Tag über im Garten umherging oder seine Zeit im Kreise der Familie zubrachte.

Obgleich der Doctor nicht alle Hoffnung aufgab, so gab es doch Momente, wo ihn der Zustand Erwin's mit einer gewissen Besorgniß erfüllte. Sein Augenmerk war vorzüglich darauf gerichtet, Geselligkeit und Frohsinn um den Kranken zu verbreiten, welcher im ganzen Hause seit seiner Ankunft als Glied der Familie betrachtet wurde.

Eine solche heitere Stunde war eines Tages dem Familienkreise vorbehalten. Eine Anzahl Gäste war versammelt, unter welchen sich ein Fremder befand, der seit drei Tagen in der Residenz der Gegenstand des Gespräches und der Bewunderung war, ein Mann, der Tags darauf großes Aufsehen erregen sollte, es war der bewährte Führer im Reich der Lüfte, der berühmte Luftschiffer G*, der Morgen in seinem Ballon eine abermalige Reise in das Land der Wolken beabsichtigte. Da alle Zeitungen und Journale von dem Schauspiel sprachen, welchem Tausende

starrten, so lauschte jetzt nach dem Mahle jegliches Ohr den Erzählungen des kühostaten.

Kreis schloß sich enger um den Luftschiffer, chen der Herr des Hauses seinen jungen Erwin vermißte, den er heute durchaus an frohen Mahle Theil zu nehmen vergeblich laßt.

„Ja! es ist schön, den Himmelsthau an der :lle zu schlürfen!" ließ sich Aerostat vernehmen. Welch' ein Anblick, wenn das Auge die Vogelspektive gewinnt und man von oben in die raßen und die Höfe der Häuser schaut. Alle egenstände sind zwar stark verkürzt oder bieten att ihrer Seiten nur die Oberfläche dar, so daß ie Gebäude oft als Würfel erscheinen. Alles Wasser blitzt wie Spiegel und die Teiche in der Ferne und Nähe, schmücken die graue Erde wie silberne Flinker."

„Aus welcher Höhe gestaltet sich dieß Alles so vortrefflich?" ließ sich ein Gast vernehmen.

„Schon in der Höhe von 1500 Fuß. Bei 3500 Fuß aber erweitert sich das Panorama um das Doppelte und schön, über alle Beschreibung

schön, gestaltet sich ein großer Eichenwald. Die alten Stämme breiten ihre Wipfelmassen wie Moos auf der Haide aus, der Blick ist noch ziemlich sicher, die Fluren erscheinen wie leicht mit Sepia getuscht, die Saaten hellgrün, die Wälder grau. Das größte Vergnügen gewährte mir aber immer aus solcher Höhe der Anblick einer Schaafheerde, sie gleicht täuschend vielen Ameiseneiern, welche man auf grünes Papier gestreut.

Im Kreise der Gesellschaft wurde kein Athemzug hörbar, Alles lauschte der Erzählung und nur leise unterbrach jetzt eine Dame den Luftschiffer mit den Worten: „Aber in den Wolken in den höhern Regionen."

„Ja," ließ sich der Erzähler weiter vernehmen, „in den Wolken, dort bei den Seglern der Lüfte, da ahnt man die Gottheit, das unendliche Walten einer ewigen Kraft. Nach meinen vielfachen Erfahrungen gelangt man erst eigentlich in ihre Mitte, wenn der Barometer 4000 Fuß Höhe angiebt. Noch erkennt ein scharfes Auge die Gegenstände auf der Erde, aber sie sehen aus, wie mit Flor überzogen, dichtere Nebel breiten sich aus, immer mehr und mehr schließt sich die Scene. Man sieht

den Ball und die Gondel. Aber dem
ich jetzt ein prächtiges Schauspiel dar.
: Fahrt wird der Schlauch des Ballons
amit das Gas ausströmen kann. Der
) die hohe Säule von Leuchtgas unter
en ist schön, unaussprechlich schön, denn
)n gleicht jetzt einer matterhellten Laterne
tem Glase. Je höher es geht, immer laut-
.rd die Stille, ein tiefes Schweigen herrscht
Brust. O, ich biete alle, alle Worte auf,
e sind zu schwach, um die mächtigen Gefühle
ildern. Unwillkührlich falten sich die Hände,
möchte beten. Es ist nicht das Gefühl des
.assenseins, der Oede, der Bangigkeit, nein,
ist der Eindruck, den man empfindet, wenn
.n ein hohes stilles Gotteshaus, wenn man einen
om betritt, der menschenleer und wo in magi-
hes Dunkel gehüllt die Heiligenbilder auf uns
iederschauen. Welch' eine hohe, heilige Stille;
wie große riesige Gestalten ziehen die Wolken vor-
über, oft tönt es wie Gesang geheiligter Choräle, dann
wieder Todtenstille in dem weiten unermeßlichen
Raume. So, müssen sich die Alten den Eingang
in die Unterwelt gedacht haben. Hier in dieser
namenlosen Einsamkeit, welche uns mit heiligen

Schauern erfüllt, hier sollten die Eide geleistet werden, ich glaube, es gäbe keinen falschen Schwur mehr."

Wunderbar ergriff diese Beschreibung alle Zuhörer, Niemand wagte den Erzähler zu unterbrechen, welcher jetzt von den sonderbaren Luftspiegelungen sprach. „Je höher man kommt," ließ er sich weiter vernehmen, „desto fühlbarer wird die Kälte, es ist, als ob man sich bei einem Decembernebel auf offenem Wagen befände. Die Segelung geht schneller, der Ball im Zenith scheint ein Erdball zu sein. Früher, namentlich bei meinen ersten Luftreisen, empfand ich in solcher Höhe Schwindel, Ohrenklingen und Brustbeklemmung, spürte auch manchmal die Wirkung des Blutandrangs nach dem Kopfe. In dieser äußersten Höhe der Dunstwelt befinde ich mich wahrscheinlich morgen um diese Zeit, gebe der Himmel, daß meine beiden Reisegefährten von diesen beiden Uebeln verschont werden."

„Wie, was, Reisegefährten?" erscholl es im Kreise. —

„Ja! es hat sich ein Engländer und ein junger Kaufmann gemeldet."

Der Herr des Hauses ergriff jetzt ein gefülltes

Glas und rief: „Angestoßen, eine glückliche Fahrt! nach den Wolken, nach den Sternen!“

„Nach den Sternen!“ rief plötzlich außen eine Stimme; die halbgeöffnete Thüre flog in's Schloß, daß die Pfosten erdröhnten. Alle Gäste schauten nach der Thür, mechanisch ließen sie die Arme mit den erhobenen Gläsern sinken, mehrere Damen blickten scheu umher, denn der Ton hatte etwas unheimliches.

Erwin hatte an der halb geöffneten Thür der Erzählung des Luftschiffers gelauscht, von ihm erscholl der Ruf. — „Lassen Sie sich nicht stören meine Herren und Damen!“ sprach der Medicinalrath. „Ein Unglücklicher befand sich in unserer Nähe, von welchem aber nicht das Geringste zu befürchten. Er betrauert den Verlust seiner Geliebten, die ihm der Tod entrissen. Gleich jenem schönen wahnsinnigen Weibe zu Paris, welche in der Sonne ihren Geliebten erkannte und wehklagte, wenn der Sonnenball des Abends nach Westen rollte, jenem Weibe, das sanft dahinstarb, als einst eine Sonnenfinsterniß eintrat, so blickt jener junge Mann nach den Sternen, wo, wie er sagt, seine Geliebte, seine Maria weilt. Neulich verlangte er des Abends in das Freie zu gehen,

da, wo Bäche und Seen, indem sich darin die Sterne spiegelten, um ihnen näher zu sein. Es wäre dieß ein Wagniß, denn ich fürchte, er spränge hinein, in dem Wahn, daß er zu den Sternen gelange, was freilich der Fall sein dürfte."

Sämmtliche Anwesende, vorzüglich die Damen, empfanden Mitleid für den Unglücklichen, der Luftschiffer schlürfte einige Züge Wein und rief: „Auf Dein Wohl, armer Jüngling! den ich nicht kenne. Genesung des Geistes, oder — bald auch eine Himmelfahrt und — Wiederfinden."

Die Gesellschaft trennte sich jetzt und alle wünschten dem Aerostaten eine glückliche Fahrt. „Wir haben Südwest," rief derselbe, „wenn sich der Wind nicht ändert, so passire ich morgen hier vorbei und spende einen Gruß mit der Fahne."

„Ja! ja!" erscholl es in der Runde, „wir befinden uns beim Aufsteigen Alle oben auf der Plattform unseres Hauses. Glückliche Fahrt! gute Nacht."

Ein solches noch nie gesehenes Schauspiel war für die Residenz ein Ereigniß. Schon drei Stunden vor dem Steigen des Ballons wogten Tausende von Menschen nach dem Orte, wo die Fül-

lung des Ballons geschah, welcher wie ein Pavillon aus dem Gebüsch emporragte. Reiter und Wagen füllten die Straßen, alle Fenster in der Nähe waren mit Zuschauern besetzt, zwei Chöre Regimentsmusik spielten auf.

Die Füllung des Ballons hatte natürlich schon des Vormitags begonnen, bis das genügende Quantum von Gas eingenommen war. In der großen Riesenkugel war ein Wallen und Wogen, als ob das gestreifte Zeug ein lebendiges Unthier wäre. Der Aerostat, welcher schon seit Stunden unermüdlich beschäftigt war, besichtigte die Netzleinen am Tragreif, knüpfte jeden Knoten selbst und untersuchte nochmals die Beschaffenheit des Tauwerkes. Als dies geschehen, legte er den Anker in das Schiffchen und neben das Ankertau noch ein 500 Fuß langes Seil, die sogenannte Fangleine. Da die Fahrt auf drei Menschen berechnet war, so war wenig Ballast nöthig, welcher in Säcken bestand, die mit feuchtem Sand angefüllt waren.

Der Andrang der Zuschauer war immer größer geworden, bald sollte die Auffahrt vor sich gehen und der Luftschiffer schaute sich nach seinen beiden Reisegefährten um. Finster und in sich gekehrt, stand der Comtoirist da und schaute auf die Zu-

rüstungen, dann ging er wieder unruhig auf und ab. Von dem Luftschiffer gefragt, ob er den zweiten Passagier nicht ansichtig geworden, erwiderte er, daß er denselben noch nicht erblickt. Die in die Gondel gelegten Seile wurden jetzt mit großer Vorsicht aufgewunden, damit später bei der schnellen Entwickelung und Aufrollung kein Hemmniß eintrete.

Immer mehr und mehr hatte sich der Ballon gerundet und an Steigekraft zugenommen und schon wurden einige Gewichte beseitigt.

Während der Herr und Meister des Ganzen mit Genauigkeit Alles in Augenschein nahm und nochmals fragte, ob der Engländer noch nicht da sei, welcher die Reise mit unternehmen wolle schickte Mylord einen Boten mit der Nachricht, daß er von dem Vorhaben abstehen wolle und hiermit auf das Vergnügen der Luftreise Verzicht leiste.

Höchst unangenehm berührte diese Botschaft den kühnen Segler im Reich der Lüfte. Ungemeine Bewegung kam in die Gruppe der Männer, welche Hülfe leisteten, es mußte das Gewicht von 140 Pfund ersetzt und noch zwölf Sandsäcke gefüllt werden.

Im Begriff, diese Befehle mit Pünktlichkeit

auszuführen, drängte sich plötzlich durch die umstehende und sitzende Menge ein junger bleicher Mann, ging eilig an den Aerostaten heran und rief: „Mein Herr! ich bitte, ich flehe Sie, lassen Sie mich jetzt mit aufsteigen in das Reich der Lüfte, es mag kosten was es will, ich zahle jede Summe und wenn es Tausende wären."

Der Luftschiffer maß den Fremdling mit scharfem Blick und sprach: „Glauben Sie wirklich den Muth zu besitzen, etwas zu unternehmen, was man ein Wagniß nennen kann? Prüfen Sie wohl, junger Mann, denn ..."

„Was Prüfung! ich bitte inständigst, ich bin bereit, kein Aber, keine Zweifel, gönnen Sie mir einen Platz in der Gondel, ich will, ich muß ihn haben. Nur zu, Sie finden keine Feigherzigkeit, ich fahre mit, mag's Heil, mag's Unheil bringen."

Sichtbar erfreut von dem Muth und der Entschlossenheit des noch so jungen Mannes, reichte er ihm die Hand und sprach: „Wohlan! so machen Sie sich bereit. Haben Sie keinen Mantel mit sich?"

„Ist nicht nöthig; ich fahre mit, so wie ich hier bin. Frei und luftig hinauf in die Wolken."

„Nun so kommen Sie als zweiter Reisegefährte;

wir haben keinen Augenblick weiter zu versäumen. Glück auf, junger unbekannter Freund!"

Nach Beendigung dieser Worte legte er noch zur Ausrüstung der Fahrt einen Kompaß, ein Barometer mit Thermometer in die Gondel, welchen Sachen er noch zwei Karten der Umgegend und eine Gabel beilegte, welche zur Aufsperrung der Ventilklappen nach beendigter Reise diente. Die wenigen Sandsäcke wurden unter die Sitze vertheilt.

„Kommen Sie, meine Herren! es ist Zeit, daß wir aufsteigen!" Im Nu waren die Gerufenen zur Stelle und alle Drei nahmen Platz; der zuletzt Angekommene mit einer wahren Hastigkeit, als ob er es nicht erwarten könne.

Nachdem die Tragkraft des Ballons geprüft, das rechte Gleichgewicht der Gondel gefunden, drückte der Meister den Hebel der Auslösung und rief: „Glück auf!" — Unter dem Schall der Musik und dem Jubelgeschrei von tausend und abertausend Stimmen, erhob sich der Ballon mit seinen drei Insassen in die Luft. Der Luftschiffer schwenkte den Hut und der junge Mann mit wahrer Begeisterung eine kleine Fahne. Immer mehr brauste

unten die versammelte Menge; Trompetengeschmetter, erhobene Arme mit flatternden Tüchern.

Der Sieger des Tages stand noch in dem Tragreif und schaute auf die Bewegung herab, dann aber mit freudigem Blick auf den einen seiner Passagiere, der keck und unerschrocken in der Gondel saß und den Blick so frei nach unten und oben schweifen ließ, daß man glauben sollte, er habe eine solche Fahrt schon mehrmals mit unternommen. Nicht eine Spur von Aengstlichkeit, nein! es sprach vielmehr eine hohe Begeisterung aus seinem Antlitz.

Nicht so der andere Mitreisende, welcher kaum wagte, die Augen aufzuschlagen, er hielt sich vielmehr noch an den Strängen der Gondel fest. Der Ballon war nach wenig Minuten in einer solchen Höhe, daß der zur Belustigung des Publikums herabgelassene kleine Fallschirm von oben wie eine weiße Oblate aussah. Es fielen auch als Log kleine Papierstreifen.

Eine Luftströmung aus Südwest gab dem Ballon eine feste Richtung und schon hatte das Fahrzeug eine Höhe von 3000 Fuß erreicht.

„Wollen wir nicht Sand auswerfen?“ ließ sich plötzlich der bis dahin unerschrockene Fremd-

ling vernehmen, welcher sich jetzt wider Erwartung in der Gondel niederduckte. „Hinaus mit einer Tracht Sand, wir müssen höher hinauf!“

„Nur Geduld, junger Freund! wir steigen, ohne daß Sie es merken, lassen Sie uns jetzt ... Herr, was thun Sie, was war dies? Sie werfen ja eine ganze Füllung mit Sand über Bord, den ich nur pfundweise entleere?“

„Wir müssen höher hinauf!“

„Geschieht und ist geschehen!“ rief der Luftschiffer, indem er nach dem Barometer blickte; „wir sind jetzt nun wenigstens dreißig Toisen gestiegen. Ein guter Schiffer denkt bei Zeiten an die Landung, darum verhalten Sie sich ruhig, damit das Schwanken der Gondel vermieden wird.“ Er ließ den Anker am Tau herab und warf die Fangleine aus. Der andere Passagier verhielt sich noch immer sehr passiv und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf seinen Reisegefährten, der sich jetzt ein wenig erhob. „Was,“ rief jetzt selbiger, „Sie werfen Anker? Höher, höher, man kann mich sehen, noch erblicke ich Alles scharf und deutlich.“

„Wer soll Sie denn sehen, junger Mann, in solcher Höhe und geborgen in der Gondel. Sie

spaßen, aber — es freut mich, so wie die ganze glückliche Fahrt!"

„Wie hoch befinden wir uns?"

„Dreitausend achthundert Fuß!"

„Hinauf! noch kann man mich sehen!" — Hier zog er eine Sandfüllung hervor, welche der Luftschiffer ergriff und eigenhändig zu leeren begann. Als dies geschehen, als er den Barometer, so wie die Luftströmung beobachtet und einige Worte mit dem zweiten Genossen in der Gondel wechselte, lenkte sich seine Aufmerksamkeit plötzlich wieder auf den jungen Mann, welcher sich etwas von seinem Sitz erhoben und mit einer gewissen Aengstlichkeit seinen Blick auf einen Punkt in der Tiefe richtete. „Da, da!" rief er aus, „hab' ich es nicht gesagt, nein, ich täusche mich nicht. Hinauf! höher! Ballast über Bord!"

Mit diesen Worten ergriff er den leichten Mantel des Luftschiffers, der dicht neben ihm lag und warf ihn über das Schifflein zum Spiel der Winde hinaus.

„Herr! sind Sie bei Sinnen, was thun Sie?"

„Höher! höher! Sie können mich sehen!"

„Wer soll Sie sehen?"

„Dort, meine Peiniger, die mich gefangen,

die mir geraubt meine Freiheit. Los, frei, Luft! — Hinauf! — ihr Blick ist Feuer Flamme; Geierfänge ihre Hände! — H noch können sie mich sehen, dort, wo man hingebracht, dort — auf der Irrenburg."

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr selbst kühnen starken Mann, der der Gefahr tausend in's Auge geschaut. — Ein Wahnsinniger Schifflein des Ballons. Das Haar sträubte auf den Häuptern und eiskalter Schweiß trat die Stirn. Es war, als ob das große Gehä selbst einen Stoß des Schreckens empfangen; Ballon stieg mit Riesenkraft und drinnen gier und brauste es wie Zischen der Hölle. Ringsu jetzt dichter Nebel und schauervolle Oede; unter sic die bodenlose Tiefe und zur Seite — Wahnsinn, Wahnsinn. Das Blut stieg in die Adern, Beklemmung, Angst, bei Gott dem Allmächtigen! so hatte das Herz noch nicht an die Rippen gehämmert. Hier hieß es in schreckenvoller Wahrheit: „Da hing ich und war mir's mit Grausen bewußt, von der menschlichen Hülfe so weit." — Zitternd, an allen Gliedern gelähmt, blickten die Beiden nach dem bleichen Mann, dessen rabenschwarzes Haar im Winde flatterte und sich jetzt als Herr des

Ballons betrachtete, denn mit den Worten: „Höher! hinauf zu den Sternen!“ warf er nicht nur die Sandladung, sondern auch noch seinen Hut und seine Geldbörse über Bord, damit es leichter werde in dem Fahrzeug, welches jetzt die schwindelnde Höhe von sechstausend Fuß erreicht.

Der Luftschiffer faßte sich ein Herz und sprach: „Freund! lassen Sie uns jetzt niedergehen, die Nacht bricht an, wir müssen auf unsere Landung bedacht sein.“

„Was, die Nacht? Nein, der Morgen bricht an, der große schöne Morgen, der mich meiner Geliebten entgegenführt. Hinauf, nach den Sternen, dort, wo sie wohnt, die Reine, die Verklärte. Dort, bei der Leyer und dem Schwan, dort, wo die Venus in reinem Glanze dämmert, dort will ich landen!“

Mit Vision blickte er auf nach der Höhe und rief jetzt: „Maria! ich komme! Braust ihr Donner als Orgel, zündet an die Hochzeitsfackel, ihr Blitze des Himmels! Erwin, der Bräutigam, naht auf den Flügeln des Windes!“

Diese Begeisterung wollte jetzt der Luftschiffer benutzen, er wollte das Ventil öffnen und den Ballon unbemerkt niedergehen lassen, denn dem

andern Reisegefährten drang, in Folge der feinen Luft, das Blut aus der Nase.

Plötzlich und ungesehen hemmte aber der Rasende seinen Arm und rief: „Was? Verrath und Betrug von meinen Hochzeitsgästen? O, ich ahne, was Ihr im Sinn, aber bei jenen Sternen, die jetzt über uns, dieß sollt Ihr nicht. Auf! daß es leichter werde in meinem Schiff, einer von Euch muß über Bord, einer von Euch muß hinunter auf die sündige Erde, die mich verfolgt und gehaßt."

In der höchsten Angst griff der Luftschiffer in seine Brusttasche, holte ein Terzerol heraus und sprach: „Zurück! oder ich jage Euch eine Kugel durch den Kopf!"

Ehe er aber noch diese Worte geendet, schlug Erwin ihm dieß aus der Hand und schrie mit gewaltiger Stimme: „Wahnsinniger! der Du noch morden willst am Vorhof des Himmels, laß ab mit solchem Spielzeug, womit man da unten die Herzen durchbohrt!"

In einer nicht zu beschreibenden Angst, in einem Moment, wo das Leben von drei Menschen auf dem Spiele stand, hielt sich der Aerostat an die Leinen des Tragreifes und sprach: „Zurück!

Erbarmen! Ich habe ein Weib und fünf Kinder, mein Grab ist das ihrige."

„Wohlan!" erklang es wieder, „so muß der Andere fort!"

„Ich!" stöhnte der Dritte, dessen Stimme jetzt seit Beginn der Fahrt zum ersten Mal laut wurde, „Gnade! Erbarmen!"

„Ha! welche Stimme!" ließ sich Erwin vernehmen, „diese Stimme, ich habe sie gehört, sie schlug an mein Ohr, es ist dieselbe, welche einst sprach: Maria ist todt! Elender Bösewicht! Dein Name ist Roderich!" — So war es.

Die Arme hervorgestreckt, richtete sich der vom Wahn Bethörte empor; wie ein grollender Löwe aus seiner Höhle traten funkelnd seine Augen heraus. „Roderich! der Mörder meines Glückes in meiner Hand, in meiner Gewalt, nicht sollst Du mit in den Himmel, in das Reich der Seligen, hinunter auf das Rund der Erde, hinunter!" und ... wie ein Raubthier, das sich mit tollen Sprüngen auf seine Beute stürzt, sprang er jetzt auf Roderich zu, packte denselben an der Brust und rang mit ihm, daß die Gondel auf der Seite merklich niederging und mehrmals um ihre Axe schwankte.

In diesem furchtbaren Augenblick, der das Mark

zu Eis erstarrte, stieß der Aerostat die Klappe auf und ließ den Ballon mit sich und den Kämpfenden auf Tod und Leben in die Tiefe stürzen. —

Verschwunden Kälte und Nebel; helle Strahlen der untergehenden Sonne; gewonnen der Blick auf die freundliche Mutter Erde, Friede in der Natur, Friede unter den drei Menschen in dem kleinen schwankenden Schifflein. — Der Ballon befand sich vielleicht nur noch tausend Fuß über der Erde; der Lenker aller Dinge hatte sie und seine Bewohner geschützt in der Stunde der größten und schrecklichsten Gefahr.

Stumm und lautlos, als wenn nichts geschehen, saß Erwin da. Das plötzliche und pfeilschnelle Sinken des Ballons schien gleichsam wie mit einem Schlag auf alle seine Sinne gewirkt zu haben. Er starrte seine beiden Gefährten an, das Ganze schien ihm ein Traum zu sein, der gleich den Nebelgebilden der Höhe an seiner Seele vorüber gegangen.

Die Luftschiffer befanden sich dicht über einer grünen blumigen Wiese am Saum eines freundlichen Dörfchens, ungefähr vier Stunden vom Ort ihrer Auffahrt gelegen. Unten wogten die Bewohner des Dörfchens, welche das ungewohnte

Schauspiel betrachteten und eilig herzuliefen, da der Ballon sich immer tiefer herabsenkte.

Als das Ende der Fangleine den Erdboden berührte, rief der Aerostat mit heller Stimme: „Haltet fest! haltet fest!“ — Noch zögerten die heimkehrenden Schnitter dem Befehl zu folgen, indem sie das Ganze als etwas Wunderbares und Unheimliches betrachteten. Plötzlich aber kam Leben und Bewegung in die starre und staunende Gruppe, der Pastor des Dorfes, den das Schauspiel herbeigelockt, gebot anzugreifen. Der Anker schlug in einen Dornbusch, das freundliche Landvolk, Männer und Kinder zogen an den Leinen. Gleich einer Seifenblase sank der Ballon zu Boden und die Gondel berührte die Erde ohne Stoß. Das Ziel der Reise, der Ort der Niederfahrt war das Dörfchen — Ruhbach.

„Land! Land!“ rief der Luftschiffer, als er seinen Fuß auf den Wiesengrund setzte. Das Volk schwenkte Hüte und Mützen und stimmte hochjubelnd mit ein. Es war, als begrüße man alte Freunde und Bekannte. Der Pastor reichte den Seglern im Reich der Lüfte freundlich zum Willkommen die Hand und gratulirte ihnen zu der unter Gottes Schutz und Leitung so glücklich über-

standenen Reise. „Wenn ich bitten darf, m
Herren!“ fügte er freundlich und mit wo
Herzensgüte hinzu, „so betrachten Sie mein H
als das Ihrige, es soll mir eine Ehre sein,
als meine Gäste zu empfangen.“

Mit einem scheuen Blick auf Erwin nahm
Luftschiffer dieß Anerbieten dankbar an und
schäftigte sich jetzt noch mit dem Entleeren
Ballons. „Kommen Sie immer mit mir vo
meine Herren!“ sprach der Pastor zu den
Begleitern, indem er Erwin den Arm reichte.
derich zögerte, aber endlich folgte er hinterd
unbewußt, mechanisch mit fortgetrieben.

Inmitten durch eine grüne Hecke gelangten
schweigend in den Garten des Pfarrhauses,
einige Frauen so eben die Treppe eines kle
Pavillons herabstiegen, auf welchem sie die g
Begebenheit mit angeschaut.

„Auf, Maria! tummle Dich!“ rief der Pf
einem schönen Mädchen zu, „ich bringe hier G
mit.“

Bei dem Rufe: Maria! horchte Erwin
sein Blick fiel auf die Jungfrau, beraubt
Sprache stand er da, dann aber rief er mit U
wältigung: „M a r i a ! n e i n , i c h t ä u s c h e m

nicht, sie lebt, meine Braut, meine Maria!" —

Zitternd vor Freude und Ueberraschung fiel er Marien in die Arme, mit Ungestüm preßte er sie an sein Herz, die Freude des Wiedersehens, die Lösung des dunkeln Räthsels lockte Thränen auf Beider Wangen.

Groß und mächtig wirkte diese Scene auf die Umstehenden; nur Einer konnte sie nicht ertragen — Roderich. Wie von Furien verfolgt stürzte er aus dem Hause, daß der so eben ankommende Luftschiffer nicht anders wähnte, der Unglückliche rase auf's Neue. Hastig trat er in das Zimmer, weil er seine Hülfe, seinen starken Arm für nöthig erachtete, da — welche Ueberraschung, fand er Erwin in den Armen seiner Maria, die er todt geglaubt und suchen wollte, dort, über den Sternen.

Welche Aufregung des Gemüthes und doch, welch ein heller Sonnenblick in das düstere Seelenleben Erwin's. Er war geheilt für immer, denn — er hatte ja wieder gefunden, was man ihm entrissen, geheilt von jenem Augenblicke, als er die Räume betreten, wo Maria so manche Thräne um ihn vergossen, so mancher Seufzer sich ihrer Brust entrungen. Wer schildert jetzt das

Hochentzücken, wer mißt die Gefühle, welche ihr Herz durchwogten. Entsagend den Freuden dieser Erde war ihr Blick stets dem Himmel zugewandt; er hat sie nicht verlassen, herab aus den Höhen der Wolken kam der Theure ihrer Seele, den sie versunken glaubte in den Fluthen des Oceans. Noch däuchte es ihr wie ein Traum, und als die letzten Strahlen des Abendrothes auf das Laubwerk fielen, als die Glocke des kleinen Kirchthurms ihr Abendläuten begann und die Klänge derselben die stille Luft durchwogten, wie heilige Töne unter den Fingern der Elohim, da weinte sie sich aus an der Brust ihres Geliebten. Der Pfarrer sprach ein stilles Gebet, und als das Amen erklungen, in welches der Luftschiffer inbrünstig mit eingestimmt, nahm Letzterer Erwin und Maria bei der Hand und rief: „Dieß war die schönste Himmelfahrt, die ich gethan, die reichste, die belohnendste, denn — sie schuf zwei glückliche Menschen.“

Ja! zwei glückliche Menschen, die Tags darauf zu schauen einem Mann vorbehalten waren, dessen Hülfe und Beistand nicht mehr nöthig: dem treuen lieben Arzt des Irrenhauses. Groß war sein Schreck, als man ihm die Nachricht brachte: Erwin sei entflohen, indem die Wärter zu jener

Stunde ihre Blicke immer nach der Höhe gerichtet, um nicht das Aufsteigen des Ballons zu versäumen.

Die Kunde von dem, was sich während der Fahrt im Ballon begeben, verbreitete sich durch die Residenz. Dem Namen Roderich schenkte aber plötzlich die Polizei besondere Aufmerksamkeit, indem er im Lande Geld auf falsche Wechsel erhoben, dasselbe mit wüsten Gesellen durchgebracht und bei seiner Vernehmung nicht undeutlich merken ließ, daß er das Aufsteigen des Ballons in der Hoffnung benutzt, daß irgend ein Unglück seinem Lebensüberdruß entgegen komme, um nicht geflissentlich die Schande des Selbstmordes auf sich zu laden. — Er fand seinen Lohn im Gefängniß.

Was den alten Brockens anbelangt, so war es für Erwin ein höchst günstiger Umstand, daß das Gericht sich der Verwaltung des Vermögens angenommen und noch bei Zeiten die innehabenden Gelder herausgepreßt. Der Glanz der alten Firma war erloschen und mit der Aufklärung über sein schnödes Thun und Treiben in bewußter Angelegenheit sank der letzte Funke des Vertrauens.

Erwin zog sich auf eine schöne ländliche Besitzung in einem reizend gelegenen Theile des

Landes zurück. Maria wurde bald darauf die Seine. Der ehrwürdige biedere Pfarrer im Dörfchen Ruhbach schloß vorm Altare den Bund ihrer Herzen. Der Friede des Himmels ist mit ihnen; möge er es bleiben bis zur einstigen wahren Himmelfahrt.

Der glückliche Dorfcantor,

oder:

Acht Jahre verlobt.

In einem Dorfe bei Dresden, welches auf der linken Seite des Elbufers liegt und mit seltenen Naturschönheiten geschmückt ist, lebte zu Anfang dieses Jahrhunderts still und bescheiden der Schullehrer Wilhelmi, der nicht nur ein guter Erzieher der Jugend, sondern auch ein tüchtiger Orgelspieler war.

Die Orgel war für ihn ein wahres Heiligthum und die Stunden, wo er auf der Orgelbank saß und seiner Phantasie freien Lauf ließ, gehörten zu den schönsten seines Lebens. Ach! er bedurfte eines Genusses, denn er hatte viel Harm in seinem Leben erfahren und vor allem nagte ein Wurm an seinem Herzen der ihm so manche Stunde des Daseins vergällte.

Wilhelmi war bereits 35 Jahre alt, er hatte ein treues Liebchen, drüben über der Elbe, ein Viertelstündchen von der Stätte seines Wirkens, und dieses

treue, liebgute Geschöpf sollte er nicht das nennen, indem sein Herr und Patron Vielei zuwenden hatte, wenn der brave Schulmeister Heirath auf's Tapet brachte.

Wunderbar, der Kirchenpatron, der Freihern Selm, war ein großer Freund und Verehrer Musik, aber von der Harmonie zweier He wollte er Nichts wissen.

„Ein Schullehrer" sprach er oft, „muß al dastehen, um seine ganze Aufmerksamkeit der ihm vertrauten Jugend zu widmen. Kommt ein jun Weibchen in's Haus, so vertändelt er mit ihr manche Stunde. Schickt der Himmel ihnen Ki der, so bleiben Sorgen nicht aus und ein Man der da sinnen muß, wie er der Noth und dei Mangel wehre, der setzt dann seine Pflichten al Lehrer und Erzieher hintenan und da ist es bessei der Cantor bleibe für sich allein."

Eine ähnliche Litanei hatte der arme Wilhelmi noch kurz vorher vernehmen müssen. Was der Herr Baron gesprochen, dies erzählte er mit einer Thräne im Auge seiner geliebten Maria, deren Vater ebenfalls dem Stand der Schulmeister angehörte und den Herr Wilhelmi wegen seines braven Orgelspiels gar hoch in Ehren hielt. —

Schon acht Jahre verlobt und die Aussicht auf die Erfüllung der Wünsche so fern; deshalb lag auch oft so tiefer Kummer auf des Cantors Angesicht und wenn in der Kirche eine Trauung stattfand, wenn das Brautpaar vor'm Altare stand, da wurde es ihm oft recht schwer um's Herz. Dann aber, nach dem Wechseln der Ringe, nach dem Segensprechen, da griff er begeistert in die Tasten und das Lied: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath" tönte in nie geahnten Klängen durch das Kirchlein.

An einem Sommerabend, es war Sonnabend, saß Wilhelmi in seinem traulichen Stübchen und bereitete sich auf den Gottesdienst des folgenden Tages vor.

Wie rein und nett das kleine niedliche Zimmer, dessen Fenster von Weinranken umhüllt waren. Auf einen Bücherbrett gewahrt man mehre pädagogische Schriften und auf dem Klavier mehre Noten, worunter sogar ältere musikalische Scripturen, als: Andreas Werkmeisters „Musikalisches Sieb" und Lorenz Mizlers: „Musikalischer Staarstecher." Dann in einem etwas massiven Einband die chromatische Fantasie und Fuge von Sebastian Bach, ein Erbstück seines Vaters, welcher

links vor dem Titelblatt mit verschiedenen S
keln die Wort geschrieben: Fantasia chron
bleibt schön in alle Saecula. — Außerdem be
man noch Mathesons: „Organisten-Probe,"
nuel Bach's „Versuch über die wahre Art Kl
zu spielen" und etliche Hillersche Sonetten,
der wackere Cantor aus seinem musikalischen
chiv hervorgesucht, um sie beim Klavierunterr
anzuwenden, den er seit einem Jahre dem jüng
Töchterlein seines Herrn Pfarrers ertheilte.

Als der Schulmeister sich vom Klavier erhob und die Schwingungen eines vollen Akkordes no forttönten, weckte ihn das Rasseln eines Wagens welcher die Dorfgasse herabkam und auf das Herrenhaus zulenkte.

Wilhelmi trat vor die Thür; kaum aber hatte er die Schwelle überschritten, als er mit größter Eile die Mütze von seinem Haupte nahm und einen unterthänigen Servus machte.

Im Wagen saß der Herr Kapellmeister Naumann aus Dresden, ihm zur Seite ein Mann, aus dessen Antlitz die höchste Freude des Lebens hervorstrahlte, jeder Zoll ein G-dur-Akkord. Es war der Componist der Oper „Fanchon" es war der königlich preußische Kapellmeister Himmel.

„Ach!“ seufzte unser Schulmeister, als der Wagen in den Hof des Schlosses eingefahren, „was bist du für ein armer Schächer gegen den dort. Ruhm, Ehre, Alles wird dem Herrn Capellmeister Naumann zu Theil; viel gereist, viel erfahren und in Dresden eine Stelle als Oberkapell-Director mit einem Jahresgehalt von dreitausend Thaler. — Dreitau.... und ich, ich der Schulmeister Wilhelmi jährlich hundertzwanzig Thaler. Noch wollte ich nicht murren, wenn es mir vergönnt wäre, sie mit meiner Maria zu theilen, dies aber scheint mir nicht beschieden zu sein.“

Träumend und in sich selbst versunken stand er da im Gärtchen vor seinem Hause. Der Abendwind spielte mit den Blumen und die letzten Strahlen fielen auf die wilden Reben an der Kirchenwand, welche sich hellroth färbten, denn es war schon im Spätsommer. Noch immer hing der Cantor seinen Träumen nach, als hinter seinen Rücken plötzlich ein paar kleine Gestalten gleich Gnomen vorbeihuschten. Es waren zwei seiner flachshärigen Schüler, welche sich auf leichtem Soccus in das Haus geschlichen und den Kirchbodenschlüssel zu bevorstehendem Abendlauten geholt.

Die Glocken klangen helltönend in das Elb-

thal hinein, aus welchem bereits hier und da weiße Nebel aufstieg; dann zuletzt die drei bek[...]ten Anschläge mit der dumpfschallenden Glocke, Ueberbleibsel aus der strengkatholischen Zeit, Dreiklang: Vater Sohn und heiliger Geist.

Immer noch verweilte der Träumende am Sa[...] des Gärtchens. Er blickte hin über die Elbe na[...] dem kleinen Dörfchen, nach dem Hause, an we[...]chem Herz und Seele hing. Immer stiller wur[...] es in den ländlichen Gefilden, nur eine dicke Am[...]sel huschte melancholisch durch das Gesträuch, ein Heuschrecke im Ried begann ihr Zirpen, es klan[...] wie das Kirchenlied: „Im Grab ist Ruh."

Bald darauf schimmerte in dem kleinen Hause das Lämpchen, während hoch oben im Schlosse der Herrschaft heller Kerzenglanz die Zimmer erleuchtete, denn da war heute eine große Gesellschaft beisammen, in deren Mitte sich meist Künstler befanden. Obenan saß natürlich der hochgeachtete Capellmeister Naumann, ihm zur Seite der joviale Himmel, der sich viel mit dem kurfürstlich sächsischen Kammermusikus Franz Dunkel unterhielt, welcher die heroisch-komische Oper „Don Quixote", oder: „der irrende Ritter von der traurigen Gestalt" komponirt hatte, die kurz zuvor im Theater „auf dem

Bade" mit Beifall aufgeführt worden war. Die übrigen Gäste bestanden meist aus den adeligen Offizieren und Opersängern.

Der Capellmeister Himmel erzählte viel Anekdoten aus seinem reichen Leben und seinen Künstlerfahrten; wie er unterm alten Fritz erster Feldprediger gewesen, durch sein Klavierspiel in Potsdam die Aufmerksamkeit des Königs erregt und dann zum Kapellmeister vorgeschritten sei.

Naumann trug nicht minder zur Fröhlichkeit bei und erzählte eine Geschichte von dem Steuerrath W. in Dresden, der, obgleich im Leben etwas grob, dennoch musikalisch gebildet, in Loschwitz einmal auf dem Orgelchor die Kirchenmusik mit angehört. Die Sänger, erzählte er weiter, bestanden fast durchgängig aus Bauern. Jetzt kam eine Fuge, der Steuerrath wollte die Kenntnisse der ländlichen Sänger auf die Probe stellen, trat einen Takt später ein, als es in der Stimme vorgeschrieben, verbesserte aber sogleich seinen Fehler dadurch, daß er einen Takt übersprang und sodann richtig bis zum Ende fort. — Begierig zu wissen, ob sein Versehen bemerkt worden, fragte er beim Herausgang aus der Kirche einen Bauer, wie er sich bei der Fuge gehalten. „Na! recht gut" ant-

wortete Jener, „nur einmal haben Sie so ein Bischen daneben gestochen, aber 's hat Nichts auf sich, Sie machten ihren Fehler im folgenden Takte wider gut.“ Der Steuerrath war ganz verwundert und fragte: wodurch sie solche Pünktlichkeit erlernt. — „Wo wir das weggekriegt?“ ruft der Bauer, „'s ist butterleicht, das haben wir All' in der Scheune beim Dreschen gelernt, denn da, mein guter Herr Steuerrath, da merken wir's im Ru, wenn ein Flegel ausbleibt.“

Die ganze Gesellschaft lachte laut auf, vorzüglich aber Himmel, den so etwas ungemein erquicken konnte. Im Laufe des frohen Gespräches, welches bei der Punschbowle geschah, kam die Rede auch auf Orgelspiel, wo der Gutsherr denn nun auch seinen Cantor das Wort redete und viel zu seinem Lobe sprach.

„Gut, das wir morgen Sonntag haben,“ ließ sich Himmel vernehmen, „da habe ich ja Gelegenheit den Mann zu hören, freut mich allemal, wenn so ein Schulmeister etwas mehr giebt, als das Consistorium bei seiner Prüfung auf der Orgel verlangt.“

Kurz darauf fuhren einige der Anwesenden wieder nach Dresden zurück, unter denen sich auch

Naumann befand, welcher den andern Morgen eine große Kirchenmusik zu leiten hatte; versprach aber nach Beendigung derselben wieder auf das Gut herauszukommen, wo er oft während des Sommers ganze Tage verbrachte.

Himmel, der noch tüchtig der Punschbowle zusprach, begab sich erst später zur Ruhe, denn nur ungern schied er aus einem Kreise, wo der Freude und dem Bachus geopfert wurde.

Der Tag des Herrn brach an; im Frühroth der Sonne erglänzte das herrliche Elbthal mit seinen Rebenhügeln; schon tönte von den Kirchenglocken das Geläute, welches die Landleute zur Andacht und Verehrung ihres Gottes in den Tempel rief.

Der wackere Schulmeister war natürlich der Erste im Kirchlein, „kein Laut ist hier noch rege," beleuchtet von den Strahlen der Morgensonne glänzten die hellen Orgelpfeifen und das vergoldete Schnitzwerk an den Pfeilern. Im Geiste strich schon unser Cantor über die Tasten, denn wenn sein Herz voll war von Harm und Leid, wenn die Außenwelt ihm keinen Frieden verlieh, dann suchte er Trost in den Tönen und im Gebrause der Orgel unterlag der Schmerz, verließen ihn alle die

bangen Gefühle, mit welchen er in die Zukunft schauete.

Immer mehr füllte sich unterdessen die Kirche an. schon hatte der wackere Cantor seine Geschäfte in der Sacristei beendigt, schon setzte er sich auf die Orgelbank, als ein Blick in die hochadlige Emporkirche seiner gnädigen Herrschaft fiel. — „Besuch!" ertönte es aus seinem Munde, „Besuch aus der Stadt!" — Dies war ein besonderer Sporn. Unter den Eingetretenen befand sich auch Himmel, welcher sich jetzt überzeugen wollte, ob sich das Gesagte über den Orgelvirtuosen bestätige.

Der preußische Kapellmeister täuschte sich keinesweges. Wilhelmi spielte heute so recht mit voller Seele und als er das Vorspiel dem ganzen Liede, das Zwischenspiel aber jedem Liederverse trefflich anpaßte, da ließ Himmel in der Stille manches „Bravo!" über seine Lippen kommen und er beschloß, dem braven Schulmeister nach dem Segensprechen einen Besuch auf der Orgelbank abzustatten.

Er hielt Wort. Als der Gottesdienst beendigt war, verfügte sich Himmel in Begleitung der Gutsherrschaft zu dem Cantor auf dem Chor mit den Worten: „Bravo! Herr Schulmeister, Sie sind ein

ganzer Orgelmeister!" klopfte er den erstaunten Cantor auf die Schultern.

Wenn der Arme nur irgend eine Ahnung gehabt, daß Himmel es sei, der ihm dieses Kompliment mache. Himmel, den er so hoch verehrte, und zu den größten Orgelspielern seiner Zeit zählte.

Nach einigem Hin- und Herseßen, wer die Orgel erbaut und sonstige Fragen gewöhnlicher Art, bat sich Himmel von dem Beherscher des kirchlichen Instruments eine Fuge aus.

Dieses Ansuchen, diese Bitte war gleichsam Befehl. Ohne Zaudern setzte er sich auf die Bank und griff mit einer Kunstfertigkeit, mit einer Genialität in das Orgelwerk, daß alle die Umstehenden aufmerksam zuhörten. Himmel sprach kein Wort, im Herzen zollte er dem einfachen und doch so kunstgeübten Manne seine Achtung.

Als selbiger jedoch sein Spiel geendet, da hielt der Kapellmeister es für seine Pflicht, ihm Lob aus voller Schaale zu streuen.

„Der Herr sind gewiß großer Freund der Musik!" ließ sich Wilhelmi bescheiden vernehmen, „oder wohl gar Künstler."

„Künstler? O nein!" entgegnete Himmel lächelnd, „musikalisch, ja! wie man's nimmt, für's

Haus, ich klimpere und stümpere so ein wenig,' und griff dabei so mir nichts, dir nichts, auf di Orgeltasten herum, wie Einer, der kaum „blühe, liebes Veilchen!" auf dem Klavier zu geben, geschweige denn einen Choral auf der Orgel vorzutragen im Stande ist.

Nachdem es ein Weilchen so fortgegangen, hob Himmel das eine Bein langsam über die Orgelbank, zog dann still das andere nach und die Sache gewann jetzt mehr Ton und Klang. Immer fertiger griff er in die Tasten und unten am Pedal nahm die Sache jetzt eine Wendung, die den Schulmeister etwas stutzig machte. Aus den Akkorden wurden Läufer, die Sache nahm immer mehr Schwung, bis sich der Mann in Phantasieen verlor, daß dem Schulmeister Hören und Sehen verging. Wahrlich, solche Finger waren noch nicht auf den Tasten herum gelaufen und eingedenk der Worte im Buch Hiob: „ich habe Mitleid mit dem was Staub und Asche war und ist!" sich erinnernd jener Worte, welche kurz vorher der Pfarrer in seiner Predigt angebracht, wagte es der Lehrer der Jugend gar nicht aufzublicken, er schlug seine Augen nieder, ihm verging fast die Sprache und nur, als Himmel geendet, da wurde der Ton der Rede

flüchtig, und er brach in die Worte aus: „Ach! da ist man ja wie im Himmel!

„Nun, das nicht!“ entgegnete der Virtuos, „aber doch in der Nähe, denn — ich heiße Himmel.“

Himm... der Schulmeister trat überrascht zurück; er hielt sich mit den Händen an eine Stuhllehne. — Staunen, Ehrfurcht, Verlegenheit und Schreck, die ganze Scala der Leidenschaften wurde durchgemacht und Viele aus der Gesellschaft amüsirten sich über diese Scene.

Himmel ergriff aber noch einmal die Hand des Schulmeisters und ersuchte ihn: heut Nachmittag in den herrschaftlichen Garten zu kommen, er müsse sich noch ein wenig mit dem Mann unterhalten, der in der Musik ein so wackerer Gesell.

Die Gesellschaft entfernte sich im trauten fröhlichen Gespräch. Dem Cantor aber klangen die wunderbaren Harmonien immer noch in den Ohren, und die Orgelbank, worauf Himmel gesessen, sie war ihm eine geweihte Stätte, eine wahre Reliquie im Tempel des Herrn.

Im herrschaftlichen Hause war Mittags große Tafel; der Schulmeister aber war an diesem Tage gesättigt von den Lobsprüchen des großen Meisters,

und konnte kaum die Stunde erwarten, wo es ihm vergönnt, solchen wieder zu begrüßen.

Der Capellmeister Naumann hatte sich ebenfalls wieder zu der Gesellschaft begeben und als die Tafel theilweis vorüber, als muntere Gespräche die Runde machten, erzählte Naumann, daß er heute in Dresden auch den Banquier S. gesehen, der sich längere Zeit in Wien aufgehalten und nun nach Dresden zurückgekehrt sei.

Als Himmel dieß vernahm, da erhöhte sich seine Fröhlichkeit und er erklärte dem engern Kreis der Gesellschaft, daß er auf diesen Mann gelauert, da er so zu sagen wieder einmal in der Klemme säße und bei diesem befreundeten Banquier eine kleine Anleihe machen müsse.

Für den ersten Augenblick erregte dies offene Bekenntniß in dem fröhlichen Kreise eine kleine Mißstimmung, welche aber Himmel selbst beseitigte, indem er meinte, daß er an Schulden gewöhnt sei und er auch wohl nie so ganz davon frei werde. —

Als nun Einer seine Verwunderung aussprach, wie dieß bei einem recht vollen Gehalt möglich sei, zumal er an vielen Orten noch gute Concert-Einnahme mache und von den Fürsten auch so reichlich mit Geschenken beehrt werde, da sagte Him-

mel: „Ja! Ihr seht die Sache freilich anders an, als ich. Was soll ich mit all' den Dosen, Uhren und Ringen machen, diesen Tand habe ich wieder verkauft. Hätte ich das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnet, so hätte mir gewiß der liebe Gott Vorwürfe darüber gemacht, hätte vielleicht gesagt: Narr! warum hast du die Geschenke behalten und nicht dafür die Nase in die Welt gesteckt? — Seht, deshalb hab' ich den Plunder losgeschlagen und mich umgesehen. Ausgenommen, ich werde da oben einmal vor meinen Richter citirt und mir ein Verweis gegeben, na! so weiß sich der Himmel auch zu helfen. Ich spiele, wenn der Zorn am höchsten, etwas aus meinem „Fanchon" vor, oder hole etliche Compositionen der Urania von Tiedge und ich hoffe sodann Vergebung. Ein Knauser, ein Sparer ist an mir verdorben, denn wollte ich an das Geldscharren denken, so hätte ich keine Zeit, an Noten zu denken."

Lachend stimmte man ihm bei, mit den Worten: „Reisen ist Leben! wer reis't, lebt doppelt!" erhob sich Himmel und schlenderte in den Garten, wohin ihm Viele aus der Gesellschaft folgten, indem jetzt hier der Kaffee genossen wurde. — Spiel und frohe Unterhaltung kürzten nun die Stunden.

Der arme Dorfschulmeister umschlich schon
einer Stunde den Garten und schaute durch
hohen grünen Hecken, ob er nicht seinen Pro
erblicke. Er mußte mit ihm sprechen, er mußte
seine Lage schildern, seine Herzensangelegenhe

„Pst! heda, Herr Cantor, nur herein!“
plötzlich Himmel, der in den Gängen auf= und
gehend, seiner ansichtig wurde.

Unter tiefen Verbeugungen trat Wilhelmi
Der Capellmeister ging fröhlich auf ihn zu
reichte ihm, wie einem alten Bekannten tre
die Hand. — „Setzen wir uns da unte
Buche.“ — Es geschah und der Cantor m
nun seinen Lebenslauf erzählen. In gewä
Worten ging dies vor sich. Nichts wurde
schwiegen, dem Herrn Capellmeister wurde
offenbart, selbst die Hauptsache, seine Liebe,
höchster Wunsch: die Verbindung mit seiner M

„Acht Jahre verlobt?“ rief Himmel.
Mann mit solchen Kenntnissen eine so geringe
lung? Bei allen neun Musen! dies geht
und — Herr Cantor, ich will Euch eine b
Stelle verschaffen; nicht hier, in der Mark.
will Morgen an den Kirchenpatron schreiben.

„In die Mark!“ flüsterte Wilhelmi, „

wo die dunkeln Fichtenwälder, in dem Sand der Mark. Verlassen mein schönes Elbthal!" — Wehmüthig blickte er hin über die Weinberge, als auf einmal der Freiherr an der Seite des Capellmeister Naumann die beiden Orgelvirtuosen überraschte.

„Aha, Herr Capellmeister, Sie wollen mir doch nicht etwa meinen Schulmeister entführen?" ließ sich der Baron vernehmen.

„Leicht möglich!" entgegnete Himmel und ging dem Herrn Patron entgegen.

Jetzt sah Wilhelmi, wie sich der brave Capellmeister mit dem Freiherrn unterhielt. Sie gingen langsam den Gang hinauf. Der Cantor folgte mit den Augen jedem Schritt, jeder Bewegung, und nach dem Wege, welchen Beide nahmen, mußten sie wieder an der Bank vorbeikommen, auf welcher Wilhelmi sitzen blieb. Welche Unruhe, sein Herz klopfte, vielleicht wurde jetzt seine Zukunft entschieden.

Noch ehe die Spatziergänger wiederum die Bank erreicht und vielleicht noch zwanzig Schritte davon entfernt waren, winkte der Freiherr gnädig mit der Hand.

In ehrerbietiger Stellung stand der Schulmeister vor seinem Patron, der jetzt sehr mild und freund-

lich gestimmt war. — „Hör' Er, Wilhelmi, hier, der Capellmeister hat für Ihn das Wort genommen, ich habe mir die Sache überlegt, Euer Wunsch soll in Erfülluug gehen. In Hinsicht des vortrefflichen Orgelspiels und sonst guter Conduite, soll Euer Gehalt um das Doppelte erhöht werden, habe auch Nichts dawider, wenn Ihr heirathen wollt. Meinetwegen schon Morgen.

Die Hand auf das Herz gelegt, denn Worte gab es nicht her, dankte er seinem Herrn, dann aber erfaßte er die Hand des Capellmeisters, der sie ihm herzlich drückte und Heil und Segen wünschte.

Hinaus! hinaus! durch die hintere Gartenthür, wo die Strahlen der Sonne das Laubwerk des Buchenwäldchens rötheten. Da zwitscherten die Vögel so lieblich und Schulmeisters Herz, es zwitscherte mit: Vierviertel-Takt, Achtel- und Sechszehntheile. — Sonntag! Ja! das war der Tag des Herrn, der Ruhetag. Wilhelmi's Gemüth, all die heißen Wünsche, sie waren beschwichtigt. Eilenden Schrittes ging er hinüber nach dem Dörfchen, das über der Elbe lag. Einen Glücklichern hatte der alte Fährmann noch nicht über die Elbe gesetzt, als heute.



Mit den Worten: „Maria! ich bin der Deine!“ stürzte er seiner Braut in die Arme und Freudenthränen perlten aus seinen Augen.

Hier, lieber Leser, laß mich enden. Wo das Reich der Worte aufhört, beginnt das Reich der Töne. Ich bin nicht Tonkünstler, ich bin ein schlichter Schriftsteller und um das Ganze so zu beschreiben, was jetzt die beiden glücklichen Herzen empfinden, da müßte ich das sein, was der brave Cantor auf der Orgel war — ein Virtuose.

Das Finale aus Fidelio.

(Eine Erinnerung an Mendelssohn-Bartholdy.)

Mendelssohn ist da! Felix Mendelssohn-Bartholdy ist gekommen, um der unsere zu werden! so ertönte es im September 1835 vielfach zu Leipzig in musikalischen Kreisen. Vorzüglich waren es zartfühlende Frauenherzen, welche an dieser Nachricht Theil nahmen, denn der Name Felix Mendelssohn-Bartholdy war ein Klang, der sanft die Saiten des Herzens berührte, wenn man der sinnigen Lieder und der reizenden Compositionen gedachte, die dieser junge Feuergeist mit der Gluth seiner ganzen Seele geschrieben. Es schwebte um den Namen Mendelssohn ein gewisser Nimbus. Man wußte, daß Zelter sein Lehrer war, man wußte, daß der Altmeister Göthe ihn als zwölfjährigen Knaben in einem Gedicht gepriesen und dann Beide später in Briefwechsel gestanden. Es war bekannt, daß Mendelssohn in Paris, London und Italien gewesen, und als ein Jüngling von 19 Jahren die Ouver-

türe zum Sommernachtstraum geschrieben. Viele sprachen mit Begeisterung von der Ouvertüre zur Melusine, und wie die Ouvertüre zur Fingalshöhle oder zu den Hebriden entstanden. Da erzählte man denn, als der junge Felix im Jahre 1829 aus Schottland zurückgekehrt, da hätten ihn seine Schwestern ersucht, ihnen Etwas von den Hebriden zu erzählen. „Dies läßt sich nicht erzählen!“ rief Mendelssohn, „dies läßt sich nur spielen.“ In diesem Augenblick setzte er sich an den Flügel und spielte das geisterhafte Thema, das er hernach zur Ouvertüre ausspann.

Ja, der Name hatte vollen Klang, und Gelehrte, welche sich weniger um Musik bekümmern, wurden an den Großvater des jungen Genies erinnert, an den Philosophen Moses Mendelssohn, den Freund Lessings, der da geschrieben über die Unsterblichkeit der Seele, dessen Vorbild Socrates war und der sich als der große Lehrer seiner Nation bewiesen. — Zu all diesen Vortheilen kam noch ein Umstand, der sich in einer Handelsstadt besonderer Gunst erfreut: Mendelssohn war begütert, er war der Sohn eines reichen Berliner Bankiers. Das frappirte, das nahm noch ganz besonders bei vielen materiell Gesinnten für ihn ein. Man konnte sich gar nicht

denken, daß ein Genie, ein deutscher Tonsetzer über Geld gebiete; das trübe Bild eines Mozart, eines Beethoven und anderer großen Geister, die da gedarbt und gelitten und auf kummervollen Leidenswegen gegangen, wollte dies gar nicht so recht zulassen. Sonst ist gewöhnlich Genie Beleidigung für die Masse, der Name Mendelssohn aber söhnte hier Alle aus, die dem obigen Wahn huldigten.

Mit diesem Nimbus, der wohl selten einem Künstler in so früher Jugend zu Theil wird, kam Mendelssohn nach Leipzig, in die Stadt der Humanität und Intelligenz. Man sah in dem gewandten Körper eine Notabilität der Kunst. Geistreiche muntere Rede floß über die feingeschnittenen Lippen und wenn seine zarte Hand die Tasten des Piano berührte, wenn er sein schönes Auge erhob und das glänzendschwarze Lockenhaar die hohe Stirn umwogte, dann schlug ihm wohl so manches Frauenherz in der Gluth heißungebändigter Liebe entgegen.

Kein Wunder, daß im Herzen mancher Schönen stille Wünsche für den Mann rege wurden, dem man so hohe Verehrung zollte, und Musik — übt sie nicht eine Allgewalt über das menschliche, vorzüglich über das weibliche Herz?

Aus diesem Grunde geschah es denn wohl auch,

daß Mendelssohn Einladungen in die ersten Familien Leipzigs empfing und — wir wollen hier ein wenig ausplaudern — nicht selten in Familien, wo Töchter vorhanden waren, deren Absicht man wohl errathen konnte, ohne gerade ein Oedipus zu sein. — Wie gewandt, zart und fein oft Mendelssohn diese Einladungen abzulehnen wußte, ist dem Verfasser dieses durch Einsicht in eigenhändige Briefe Mendelssohns bekannt geworden, die jetzt in der Autographensammlung einer Familie aufbewahrt werden. Bald schützt er ein Unwohlsein vor, bald heißt es, sein Arzt habe ihm heute Abend ein Dampfbad zu nehmen verordnet oder er habe Besuch aus England bekommen, der ihm leider das Vergnügen raube, heute in der Familie zu erscheinen, die er so hoch schätze u. s. w.

Bei der Lebhaftigkeit seines Geistes, bei all den trefflichen Eigenschaften seines Herzens und dem vielleicht einmal geschilderten glücklichen Zustand zweier Seelen, die sich verstehen, gab man der Hoffnung Raum, daß Mendelssohn nicht unvermählt bleibe. Wer aber die Auserwählte, die Glückliche unter den Töchtern der Kaufmannswelt sein werde, dies wurde damals in Leipzig zu einer brennenden Frage. Zudem wuchs die Lobpreisung

und Verehrung damals außergewöhnlich; hier und da erhoben sich nicht selten öffentliche Stimmen, daß man mit ihm eine Art Götzendienst treibe, der unmöglich von ihm selbst gut geheißen werden könne.

Am 4. October 1835 hatte Mendelssohn sein Amt als Dirigent der berühmten, als klassisch anerkannten Gewandhausconcerte begonnen, er, der Gefeierte, der ebenso gut französisch, englisch und italienisch wie deutsch sprach, der die lateinischen und griechischen Klassiker kannte, er, der größte Klaviervirtuose und Componist seiner Zeit, er, der reiche wohlhabende Mann, der seine Lieder ohne Worte einer Königin vorgetragen und dann vierhändig am Piano mit der Gekrönten gespielt, in deren Staaten die Sonne nicht untergeht.

Die geistige Aufregung und Anstrengung im Winter von 1835 bis 1836, das Entstehen neuer Tonwerke, veranlaßten Mendelssohn im Sommer 1836 zu einer Reise ins Seebad nach Scheveningen. Dort, umfangen von frischer Seeluft, wollte er seine reizbaren Nerven wiederum stärken und vielleicht auch einige Zeit allein sein, allein mit sich an einem Ort, wo nicht reisende Virtuosen ihn belästigten, wo kein Wunderkinder-Papa an seine Thür klopfte und so manch leeres Geschwätz über Kunst verstummte,

womit man in Dilettantenkreisen so oft sein feines Ohr maltraitirt.

„Mendelssohn geht in ein Bad!“ hieß es zu Leipzig hier und da in den Familien, und an gewissen Orten wurde diese Nachricht wohl nicht ohne Besorgniß vernommen. Man erkundigte sich wohin? Man forschte beim Arzt und Mendelssohns vertrauten Freunden nach dem Orte, den er wählen werde, wahrscheinlich in der Absicht, sich auch dort zufällig einzufinden.

Die Abreise Mendelssohns geschah. Nicht ohne Bangen sah ihn manche Leipziger Schöne von hinnen gehen, ihn, dem so viele Herzen zuflogen und der — doch Keines wählen wollte. Schon wurde hier und da in der Stille seine Sprödigkeit mit Argwohn betrachtet und jetzt ging er wieder hinaus, wo es auch Herzen giebt, die empfänglich für die Liebe; Herzen, die danach trachten könnten, einen Mann zu gewinnen, in dem sich Alles vereinigte, um das Glück der Häuslichkeit in seiner ganzen Glorie zu gründen.

Als der Herbst die Blätter röthete, als die Leipziger Michaelismesse begann mit ihrem Troubel und den Disharmonien ihrer Straßenmusikanten, da kehrte auch Mendelssohn zurück und mancher

Blick von der Promenade, aus blauen oder schwarzen Augen, stahl sich im Vorübergehen nach dem ersten Stock im Vordergebäude des Reichel'schen Gartens. Mendelssohn kehrte zurück, nachdem er sich längere Zeit in Frankfurt a. M. aufgehalten hatte.

Längere Zeit in Frankfurt a. M.? „Das macht die Nachbarn stutzig." Welchen Zweck hatte Mendelssohn dort, leben dort Verwandte, war dort ein Musikfest, das man seiner Leitung anvertraut? Dies waren jetzt die Fragen, die — Niemand beantworten konnte.

Am 2. October eröffnete er wiederum als Dirigent die Gewandhausconcerte mit der Ouvertüre zu Leonore, die man neu aufgefunden und beim Düsseldorfer Musikfest zuerst aufgeführt hatte. Die Begeisterung für Mendelssohn, der unterdessen auch Moscheles nach Leipzig eingeladen, stieg immer mehr und der Saal faßte nebst den Concertlogen kaum die Menge, welche aus nah und fern herzuströmte. Mendelssohns künstlerische Bedeutung wurde immer mehr erkannt, Gelehrte und Künstler nahten sich ihm mit Ehrerbietung, ihm, dem stets Freundlichen und Heiteren, der keinen Stolz kannte und — wie er einmal in einer Concertprobe von sich sagte, auch

nur ein „Musicus“ sei. Vorzüglich aber war es die Damenwelt, die sich in seine Nähe drängte. In den Gewandhausconcerten einen Sitz in der Nähe des Pultes zu erhalten, wo er dirigirte, dafür kämpften Manche der Damen, wie die Spartaner und Leonidas bei den Thermopylen. Ein Wort aus seinem Munde war Musik für ihr Ohr, und so Manchen der damaligen Besucher wird es nicht entgangen sein, welch neidische Blicke sich sehen ließen, wenn er mit einer jungen Dame vielleicht ein freundliches Wort wechselte. Man glaubte schon unbedingt in der Angeredeten die Bevorzugte zu sehen.

So brach der Winter an. Der rauhe November mit seinen Regenwettern und Stürmen brauste daher und nur die Kunst — dieser ewiggrüne Frühling — ließ die schönen Tage vergessen, wo der Mensch hinausgewallt in die freie, herrliche Natur. In einem Herzen aber war ein Frühling angebrochen mit all seinen heitern Himmeln, mit seinem Waldbachrauschen, mit seinen sprudelnden Quellen, mit seinen Glockenblumen. Es war der Frühling der Liebe in Mendelssohns Herzen.

Nicht in den Salons der Aristokratie, nicht in den Prunkzimmern der Bankiers hatte sein Herz ein

gleichgestimmtes gefunden. Nicht in Leipzig hatte er gewählt, sein Glück, sein Eins, sein Alles hatte er in Frankfurt a. M. gefunden — Cäcilie Jeanrenaud, die zweite hinterlassene Tochter eines reformirten Predigers.

Und — konnte er denn sein Glück verschweigen? Nein! wer glücklich ist, wahrhaft glücklich, der sucht sich eine Seele, der er es mittheile und die Brust möchte es ausrufen in alle Welt.

In etlichen Kreisen zu Leipzig erzählte man sich dieß nur im Stillen, man „munkelte" so davon. Viele zweifelten an der Wahrheit der Worte. In Familien, die gehofft hatten, drang diese Kunde wie ein Blitz aus heiterem Himmel, man zweifelte, daß es möglich sei, man hatte sich zu fest dem Glauben hingegeben, Mendelssohn könne nur eine Lebensgefährtin da wählen, wo man ihn so hoch preise und verehre, wo man Alles aufgeboten, ihm diejenige Ehre zu erweisen, die oft erst großen Geistern zu Theil wird, wenn sie abgetreten vom Schauplatz ihres Wirkens. Gewiß, Viele sahen darin ein Unrecht. Häuser mit renommirter Firma erachteten dies wohl gar als eine kleine Demüthigung ihres Stolzes, aber — es konnte nicht sein, es ist ein Gerücht, eine Sage, und so ließ man die Sache ruhen.

Da nahte der 12. December des Jahres 1836 und nach der Bekanntmachung von Seiten der Concertdirection sollte das letzte Gewandhausconcert in diesem Jahre an diesem Tage stattfinden.

Wie? an einem Montag? — Seit einem Jahrhundert finden die Gewandhausconzerte stets an einem Donnerstag statt. Was hat dies zu bedeuten, aus welchem Grund? — Der Concertdirection war es kein Geheimniß; dem verehrten Meister zu Liebe hatte man das Concert auf den Montag verlegt, denn ihn trieb die Sehnsucht hin, hin — nach Frankfurt.

Es war ein kalter aber heiterer Decemberabend. Als die Sonne zur Rüste gegangen, als sie mit ihrem letzten Roth den Himmel gesäumt und die Thürme der Stadt dämmerig umwebte, als der Abendstern mit seinem milden Schein dem erloschenen Licht der Welt nachzog, als durch die frosthelle Winternacht oben am Himmel die Sternbilder zu funkeln begannen, die Leyer, der Schwan und der lichtprangende Orion, da strömte die Menge, in Mäntel und Pelze gehüllt, nach dem Gewandhaus. Hinauf die kalten, steinernen Stufen ging es durch die Corridors in den mit wohlthuender Wärme erfüllten Saal, während unten noch Wagen und Sänften

durch das Thor kamen, dessen Pforte damals noch die alten, nun der Gasflamme gewichenen Oellaternen umdüsterten.

Das Concert begann, und nachdem das Orchester unter Mendelssohns Direction unter rauschendem Beifallssturm Beethovens Es-dur-Concert gespielt, wurde der zweite Theil mit Mendelssohns Ouvertüre: „Meeresstille und glückliche Fahrt" eröffnet.

Wer kennt nicht das Gedicht und die herrliche Musik! Kaum wagt die Brust des Hörers zu athmen, wenn die Ruhe des Meeres sich in Tönen ausspricht, die gleichsam aus unsichtbarer Ferne in unsere Nähe zu kommen scheinen. Welch eine Regung, wenn Aeolus das Band löst, wenn sich der Sturm erhebt, und endlich das Schiff nach Drang und Gefahr in den ersehnten Hafen einzieht. Ein Bild des Menschen, der Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens und endlich leise, wie von Schwänen gezogen, die Einkehr in den Port ewiger Ruhe.

Nachdem dies herrliche Tonwerk vorüber und dann noch einige gelungene Solovorträge stattgefunden, kam das Finale aus Fidelio zur Aufführung, ein Musikstück, welches von dem Concertdirec-

torium fein und sinnig gewählt worden war. Das Warum erklärt sich, wenn man hört, daß bekanntlich hier der Schlußchor die Worte zu singen hat:

„Wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unsern Jubel ein!"

Ein endloser Applaus folgte nach Beendigung dieses Chores, der hier die Lösung eines Räthsels war. Gleich den Worten mit der mächtigen Instrumentirung in Haydn's Schöpfung: „Und es ward Licht!" fiel ein heller Strahl aufklärend in das mystische Dunkel. Der Geliebte, der Allverehrte hatte eine Wahl getroffen, nach dem Zuge seines Herzens. „Wer ein holdes Weib errungen," mit diesen Worten war die Offenbarung geschehen und sie stimmten ein mit vollem Jubel. Aus jeglichem Auge glänzte die Freude, die sich sogar Bahn brach bis auf das Orchester, man sah es an den freudigen Bewegungen der Mitglieder. Ja, als die Zuhörer in einen erneuerten Beifallssturm ausbrachen, da fühlte man, wie die Trompeten- und Posaunenbläser so gern eingestimmt hätten. Wie gern hätte der Paukenschläger im vollen Tutti sein namenloses Gefühl und Entzücken mit ausgepaukt, damit es alle Welt vernehme. Dem so großen Tribut von Beifall konnte Mendelssohn nicht widerstehen, es war die Aufforde-

rung zu einer freien Phantasie und — er ließ nicht auf sich warten. Hingerissen von so nie gehörtem Jubel, setzte er sich rasch an den Flügel und — vertrauend dem Augenblick, dem mächtigen Herrscher, erfüllt von dem Gedanken an seine Cäcilie, erging er sich über obiges Thema in mächtig ergreifender Weise. Da fiel Nichts aus den Fingern, nein, es kam Alles aus dem vollen überfluthenden Herzen; jeder Ton war eine Hymne des Dankes und der Liebe. Ja, in diesen Augenblicken, da schwebte die Weihe der Tonkunst über seinem Haupte, es war kein Vortrag am Clavier, kein Concert mehr, es war gleichsam eine große Familienfeier, in welcher er die ganze Versammlung einlud, Theil zu nehmen an seinem Jubel, und Jeder, Jeder fühlte mit ihm.

Ach! das Finale aus Fidelio: „Wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unsern Jubel ein!" so ist diese Stelle nicht wieder gesungen und gespielt worden, denn hier zitterte jeder Nerv, hier besaitete sich das Herz, um die Seele hinüberzutragen in ihren ewigen Frühling.

Geendet war das Concert; erregt von Freude und Begeisterung strömte die Menge hinaus in die klare Winternacht, wo oben am Himmel die Sterne

ihr reinstes Licht verstrahlten, denn Weihnacht war ja vor der Thür, das Fest der Liebe, wo die stille Sittlichkeit des Familienlebens so unmittelbar vom göttlichen Geiste durchdrungen und erhoben wird. Ihm, dem Meister der Töne, hatte der Himmel ein Wesen bescheert, rein wie seine Engel, und all die Getreuen der Tonkunst hatten ihm angezündet einen Weihnachtsbaum der Verehrung und der Freude. Sie hatten ihm dargebracht die Gaben der Liebe und ihm all die Begeisterung gezollt, welche das Genie zu fordern berechtigt ist.

Am andern Morgen in der Frühe reiste Mendelssohn nach Frankfurt a. M. — Das war das zwölfte Concert, das letzte des Jahres 1836. Zwölf, die Zahl der Geisterstunde, die zwölf Sternbilder, die zwölf Monate des Jahres, die zwölf Apostel. — „Wer ein holdes Weib errungen, stimm' in unsern Jubel ein!“ Ja, jeder Ton war hier ein Apostel, der hinausging, um zu predigen von der Seligkeit des Meisters im Reich der Töne, denn drei Monate später, als Mendelssohn in der Paulinerkirche zu Leipzig sein Oratorium Paulus aufgeführt mit mehr denn 300 Sängern, als nach Beendigung desselben ein Lorbeerkranz auf seinem Pult lag, da vertauschte er solchen mit der bräutlichen Myrthe,

er eilte zu seiner Cäcilie und „Wer ein holdes Weib errungen“ stimmte er an mit vollem Herzen.

* * *

Das war das Finale aus Fidelio. Jahre sind indessen vergangen und — Vieles ist geschehen. Nicht allzulang sollte das Glück währen, so diese beiden reinen Seelen genossen in der Seligkeit eines ganzen Himmels. Zehn Jahre gingen auf und nieder und dann wurden wahr die Worte: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden.“ Ja, so war es bestimmt und: „Dir Herr, Dir will ich mich ergeben!“ jene von Mendelssohn so herrlich gesetzten Worte des Chorals aus „Paulus,“ er lispelte sie vielleicht in der Stunde, wo sein Geist sich aufschwang in das Reich der ewigen Harmonien. Ach, nur zu bald sollte ihm die Gattin folgen! Und — konnte sie denn leben mit dem großen, gewaltigen Schmerz, der sie hier schon zu einem Wesen jener Welten erhob? — Bald, bald hieß es: „Vergangen ist der lichte Tag,“ und — so schied auch sie von hinnen, die Edelste der Gattinnen, die Zärtlichste der Mütter.

Das Finale aus Fidelio habe ich seitdem ein paar Mal wieder gehört, doch — mit andern Em-

pfindungen als am 12. December des Jahres 1836. „Leise hin durch mein Gemüth" zieht es inmitten des Jubels dann wie eine Prume'sche „Melancholie," und die Worte: „stimm' in unsern Jubel ein!" sie strömen nicht mehr mit der Allgewalt ins Herz, als es damals geschah.

Er ist geschieden und die Welt wird ihn preisen, so lange es die unsichtbare Welt der Töne giebt. Wer ein Herz für das Gute und Schöne hat, der wird seiner gedenken und mit mir einstimmen in den Schlußchor der Passionsmusik: „Wir setzen uns mit Thränen nieder und rufen Dir im Grabe zu: Ruhe sanfte, sanfte Ruh!"

Geschichten aus Lübecks Vorzeit.

I.

Der Maler und der Teufel.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Lübeck ein Maler, der gar früh und spät an seiner Staffelei saß und mit Eifer seiner Kunst oblag. Er war ein frommer, gottesfürchtiger Mann und fand ein besonderes Vergnügen daran, schöne Tafeln für Kirchen und Klöster zu malen, wo er ganz absonderlichen Fleiß auf Heiligenbilder verwendete.

Er hatte zwar keine großen Studien in Italien machen können, hatte wenig Vorbilder gehabt, sondern schuf Alles nach seiner eigenen Phantasie und betete vor Beginn eines jeden Werkes zu Gott, daß er Gedeihen schenken möge.

Wie schon erwähnt, entnahm er stets seine Stoffe aus der heiligen Geschichte, z. B. die Auferstehung Christi, die Darbringung des Christkindes im Tempel, die Anbetung der Könige, Christus am Tische mit den Jüngern zu Emaus, die Himmelfahrt und dergleichen mehr.

Ein Hauptaugenmerk richtete er immer darauf, die Engel recht lieblich darzustellen, hingegen den Teufel so recht abscheulich. Hier ließ er seine ganze Phantasie walten, denn er dachte: in dieser wilden Zeit wo wir leben, da muß der Böse so recht abschreckend gemalt werden, damit sich die sündigen Menschen von ihm ab- und dem Guten zuwenden.

Eines Abends, als die Sonne schon untergegangen und die Dämmerungsstunde eingetreten, saß er in seinem Malstübchen, besah mit frohem Muthe sein Tagewerk und rückte die Staffelei bei Seite. Als dies geschehen, stellte er das Waschbecken vor sich hin, um darin die bei der Arbeit gebrauchten Pinsel auszuwaschen. Mit sich und seiner Arbeit heute so recht zufrieden, pfiff er sich während der kleinen stillen Beschäftigung ein harmloses Liedchen.

Plötzlich klopft ihn Jemand von rückwärts auf die Schulter. Er wendet sich um und erblickt — den Teufel. Grinsend schaut Satanas dem Maler ins Gesicht, welcher jetzt so bleich ward wie die Kalkwand des Zimmers, denn obschon er so oft das Gesicht und die Figur des Herrn Urian

gemalt, solche Züge hätte sich seine kühnste Phantasie nicht träumen lassen.

Der erschrockene Maler faßt sich und fragt nach des Herrn Begehr. — Da erhob der Unhold seine heisere, hohle Stimme, die wie Unkenklang aus der Brust herauf tönte und sprach: „Ha! ich meinte, Ihr solltet mich doch kennen, da Ihr Euch so abmüht mit meinem Conterfei. Aber hier an den greulichen Fratzen, da sehe ich, daß Ihr mich nicht kennt.“

„Freilich!“ stotterte der Maler, „ich — bin — noch weit vom Ziel geblieben. Ich schwacher Mensch, denn solch Gesicht! hinweg! ich bitt' Euch!“

„Habt keine Furcht!“ fiel ihm der Böse in's Wort. — „Ihr kennt meine Macht. Seid mir zu Willen, ich will Euch darob große Freundschaft erweisen, will Euch zu Geld und Gut gelangen lassen, so Ihr fernerhin durch Eure Kunst mich gar fein und lieblich darstellt gleich — den — Engeln.“

„Was? den Engeln gleich?“ ruft entsetzt der Maler, indem sich sein Haar sträubt und ihn ein Schauer erfaßt. Er schlägt in seiner Noth ein Kreuz und sprach: „Nimmer! nimmer! Hinweg! entfleug! — Alle — gute — Geister lo...“

Schnell sprang der unheimliche Gast auf, ehe diese Worte ausgesprochen, grinste höhnisch und sprach: „Wohlan! Dich soll der Handel reuen, Dir weiß ich schon noch zeitig genug ein Bein zu stellen."

Die Thüre flog in die Angeln, daß es im ganzen Hause dröhnte. Sprachlos sank der Maler in den Stuhl. Das Ganze dünkte ihm ein Traum, aber die Wirklichkeit, sie hatte ja seine ganze Seele erfaßt, es war kein Trug der Sinne. Erst spät suchte er seine Schlummerstätte und betete zu Gott, daß er den Versucher wegwenden möge von seinem Hause, damit er auch ferner mit derselben Reinheit den Pilgergang auf dieser Erde vollenden könne.

Er schlummerte ein und schlief unter Gottes Hut bis zum lichten Morgen. Es war ein wunderschöner Frühlingstag, die Sonne schien so warm hernieder und die Vöglein zwitscherten auf dem Gesträuch und in den Blüthen der Bäume. — Auf den Straßen war es sehr lebendig, zumal das Einsalzen der Häringe viele Lübecker zur Thätigkeit rief. Zudem waren auch kurz vorher die Zoll- und Strandrechts-Freiheiten bestätigt

worden, wodurch der schonische Handel ungemein zur Blüthe kam.

Um frische Luft zu genießen und sich nach dem Vorgefallenen ein wenig Zerstreuung zu machen, geht der Maler vor das Thor in den Wald spazieren, wo die Quellen munter und frisch unter den Blättern und Gräsern hervorsprangen. Während er sich hier an Gottes schöner Schöpfung erfreut und sein Auge nach dem reinen lichtblauen Himmel emporhebt, geschahen indessen in Lübeck Dinge, bei deren Anhörung man sagen muß: dieß kann nur mit dem Teufel zugehen.

Und so war's. — Satanas, der gelobt, dem Maler einen Possen zu spielen, hielt Wort. In des Malers Gestalt, Mienen, Kleidung und Geberden geht er auf das Gewandhaus, wo sich vieles Volk herumtrieb. So Mancher aus der Menge bot ihm einen Gruß, denn der Maler war ja hinlänglich in Lübeck bekannt und wegen seiner Kunst geachtet. Er wendet sich zu einem Gewandschneider und begehrt ein Stück feines niederländisches Tuch von violetter Farbe. Wegen der Bezahlung möge er nur morgen den Jungen in's Quartier senden. Der Gewandschneider hegt kein Mißtrauen, da der Maler früher in seinem Hause

längere Zeit Herberge genommen. Er erfüllt sein Begehr.

Der Betrüger mit dem versteckten Pferdefuß geht mit dem Tuche von dannen und trägt es ohne Säumen in des Malers Wohnung, wo er solches unter die Bettstatt stößt und sich eilig wieder entfernt.

Am andern Morgen, als der Maler Pinsel und Palette ergriffen, um sein Tagewerk zu beginnen, klopft es an die Thür. Des Gewandschneiders Junge tritt ein und bittet sich für seinen Herrn das Geld aus.

„Geld!" ruft der Maler, „Geld! und eine solche Summe?" da muß ein Irrthum walten.

„O nein!" entgegnete der Junge. „Besinnt Euch nur, ich war ja Zeuge, als Ihr darum ansuchtet; ich habe das Tuch ja selbst aus der Lade genommen und es Euch unter den Mantel geschoben."

„Lügner und Verläumder, der Du bist," rief der Maler. Der Junge entsetzte sich bei diesen Worten und entgegnete ihm: „Wohlan! so läugnet, es wird Euch doch nichts frommen. Es haben mehrere Zeugen dabei gestanden, diese wird

man aufrufen, wenn Eure Junge es wagen sollte, so grobe Dinge zu begehen."

Jetzt konnte sich der Maler nicht länger halten, er droht den Jungen mit dem Malstock zu schlagen. — Ungesäumt lief der Bote wieder zurück. Mit glührothem Gesicht und innerlichem Zorn verkündigte er dem Gewandschneider des Malers schnöde Worte. Als dieser den Hergang der Sache vernahm, zweifelte er Anfangs an der Wahrheit dieser Aussage, der Junge bekräftigte aber seine Worte und so blieb kein Zweifel, daß der Maler ein Betrüger sei, der unter der Maske der Heuchelei so große Tücke verberge.

Der Gläubiger beschloß deßhalb Klage zu erheben und ging vor die Herren, damit die Sache untersucht und nach lübischem Rechte gerichtet werde. Der Bürgermeister, Hans von Attendorm mit Namen, verfügte, daß der Maler sofort eingezogen, zur Haft gebracht und bei ihm Haussuchung gehalten werde.

Zwei Stadtdiener begeben sich auf den Weg und dringen in des Malers Wohnung. Noch einmal wird von den Dienern der Weg der Güte versucht, man bedeutet dem Maler das Tuch herauszugeben und nicht zu läugnen.

Der Künstler betheuert seine Unschuld, giebt vor, von dem ganzen Handel Nichts zu wissen und spricht: „Hier sucht in Kasten und Truhen, so Ihr ein Zoll breit Tuch findet, will ich mit Euch gehen und gerechte Strafe dulden.“

Die Diener durchstöberten jetzt alle Winkel und fanden denn bald das Tuch unterm Bett liegen.

Kaum der Sprache mächtig, stand der fromme gottesfürchtige Mann da und wollte nochmals seine Unschuld betheuern. Die Diener aber hörten nicht auf seine Worte, er ward sogleich in Ketten und Banden gethan und vor die Herren auf das Haus geführt.

Gar vieles Volk lief hinterdrein, denn der Weg ging durch Straßen und Märkte, wo die Gürtler, Filtmacher, Beutler, Altflicker, Kleiderseller und Schüsselverkäufer feil hielten. Selbst im Oberstocke des Rathhauses war es höchst lebendig, weil im Hansasaal und im Löwensaal der berufene Bürgerausschuß tagte.

Der Kläger mit mehreren Zeugen stand bereit; Letztere jedoch bedurfte man nicht, das Tuch lag vor. Gar hart wurde der Maler von den Richtern angeherrscht, er aber betheuerte immer noch seine Unschuld und rief: „Das hat mir der leidige Gott-

seibeiuns selbst angethan; der Herr und alle Heiligen mögen mich aus dieser schweren Noth erretten."

Dieser Trotz war den hochgelahrten Herren doch zu arg; die Meinung, daß man es mit einem verstockten Bösewicht zu thun habe, griff immer mehr Raum und so ward beschlossen, bei ihm die Folter in Anwendung zu bringen.

Es geschah. Als man ihn auf die Reckebank gespannt, betete er laut und inbrünstig zu Gott. Jetzt wurden die Marterwerkzeuge in Anwendung gebracht um ihn zum Geständniß zu bringen; noch immer berief er sich unter heißen Thränen auf seine Unschuld. Als aber die Pein den höchsten Grad erreichte, als die Schmerzen fürchterlich tobten, da konnte er solchen nicht widerstehen, er — bekannte sich zu der Schuld.

Sobald diese Nachricht einlief, wurde ihm sogleich das Urtheil gesprochen, welches auf Tod durch den Strang erkannte, wie es zu jener Zeit selbst bei kleineren Diebstählen für Mannsleute Rechtens war. Frauenspersonen, einer solchen Schuld überführt, strafte man noch weit härter, denn solche wurden lebendig unter dem Galgen begraben.

8*

Das Urtheil, welches Mittags selbigen Tages gesprochen worden war, sollte den Tag darauf vollzogen werden. Als der nächste Morgen anbrach und die erwachende Sonne die eisernen Gitter des Kerkerfensters vergoldete, erhob sich der fromme Maler von seinem Strohlager und betete recht inbrünstig zu seinem Schöpfer, zu ihm, dem Herrn des Himmels und der Erden, vor dem Nichts verborgen bleibt. Als er so sein Gebet vollendet, klirrten die Angeln der Kerkerthür. Der Frohn trat ein, in der Hand trug er ein Huhn mit einem Schnürchen um den Hals und führte allerlei kurzweilige Reden, wie es des Meisters Hämmerling Gewohnheit war.

Der arme Maler schaute bitter drein. Die irdische Speise verschmähend, sehnte er sich nach himmlischer Speise und flehte den Frohn an, ihm den letzten Liebesdienst dadurch zu erweisen, daß er ihm einen Priester zuführe.

Man versprach, sein Begehr, seine letzte Bitte zu erfüllen, was auch geschah, denn nach Verlauf von wenig Minuten trat ein Mönch zu ihm in das Gefängniß. Beim Eintritt desselben fällt der dem Tode Geweihte vor solchem auf die Knie und es entstand eine tiefe Pause. Endlich blickt

der Arme auf nach dem, der ihn trösten soll, der Mönch hat die Kapuze zurückgeschlagen und der Maler — welch ein Schreck! — erblickt des Satans Angesicht.

Rasch springt der Knieende empor. Jener aber spricht: „So Du eher vor mir gekniеet hättest, brauchtest Du nicht des Leibes und des Lebens verlustig zu gehen. Doch auch jetzt will ich Dich retten aus aller Noth, wenn Du mein sein willst dort drüben.“

Diese Worte waren ein Feuerbrand in des Malers Brust. „Nein! nein!“ rief er, „besser daß ich des Leibes verlustig gehe und die Seele rette, als daß beide dahin fahren in die ewige Verdammniß!“

Da ward der höllische Versucher still und sprach: „So will ich Dir nichts anhaben, kann es nicht. Versprichst Du mir aber, mich fürder, wenn Du mich malst, fein lieblich zu conterfeien, dann will ich mich für Dich hängen lassen.“

Der Maler bedachte sich ein Weilchen. „Wenn du mich malst!“ — Ich, meinte er, kann dieß ja unterlassen, — die Rettung meines Lebens, die Rettung meiner Ehre! Er wendete sein Angesicht und sprach ein lautes: „Ja!“

Kaum ist dieses Wort über seine Lippen, so fallen ihm die Ketten von Händen und Füßen, und der Teufel sitzt gefesselt in seiner Gestalt auf dem Block, welcher sich inmitten des Gefängnisses erhebt. — „Da!“ ruft er dem Maler zu, indem er ihn überstreicht, „hier hast Du deine frühere Gestalt, und daß Dir alle Pforten offen stehen, und Dich Niemand zu sehen vermag. Geh nach Hause und halte Dich fein ruhig bis morgen auf den Nachmittag.“

Der Maler läßt sich dieß nicht zweimal sagen, er thut, wie ihm befohlen und begibt sich unangefochten in seine Wohnung.

Unter all den Förmlichkeiten jener Zeit wurde der Teufel hinausgeführt und in den lichten Galgen hinein gehängt. Das Volk war natürlich in dichten Haufen versammelt, um das Schauspiel mit anzusehen, welches einen großen Eindruck hervorbrachte, denn der arme Sünder, der heute zwischen Himmel und Erde hing, schnitt wohl über eine Stunde lang so greuliche Grimassen, daß sich das Volk gar bald entfernte und nach Hause lief.

In allen Bürgerhäusern, auf den Bierstuben, unter den Goldschmiedsbuden wie unter den Schwibbögen, wo die Schuster, Nädler und Knochenhauer

saßen, war die Rede von der sonderbaren Hinrichtung des Malers und was sich dabei zugetragen. Solcher saß aber ruhig auf seinem Stübchen und war froh über die plötzliche Wendung der Dinge. Alle Welt glaubte ihn todt, während er zu Hause jetzt recht dringend durch den Hunger erinnert wurde, daß er noch dem Irdischen angehöre.

Der Maler macht sich also auf, geht auf den Markt, um sich da Lebensmittel einzukaufen, wie er solches schon oft gethan.

Als er so des Weges geht, entsteht hier und da ein unheimliches Flüstern. Die Leute in den Buden stecken die Köpfe zusammen, kaum getraut man sich, den Blick fest auf ihn zu heften. Endlich geschieht ein großer Zusammenlauf und es ertönt überall: „Ist das nicht der Maler, so heut Morgen gehängt worden ist?“ — Man sieht ihn näher an, er spricht dieselben Töne! kein Zweifel. Der Menschenknäuel wächst immer mehr, die Schutzwächter, so auf dem Markt Ordnung halten sollen, können dem Drange der anströmenden Menge nicht mehr widerstehen.

Die Herren auf dem Rathhause, welche sogleich von der Sache Kunde erhielten, ließen den Maler vor sich bringen, der von den Stadtdienern und

Schutzwächtern mit scheuen Blicken betrachtet wurde, denn solche hielten ihn entweder für einen großen Zauberer oder ahnten ein ganz entsetzliches Wunder.

Ruhig und der Wahrheit gemäß erzählte jetzt der Maler den hohen Herren, wie sich Alles zugetragen, wobei eine Todtenruhe im Saale herrschte. Der Aelteste in der Sitzung ließ den Maler in ein Nebenzimmer treten und schickte im Einverständniß mit allen Anwesenden den Frohn nach dem Hochgericht hinaus, um allda zu sehen und zu forschen, ob Etwas zu entdecken.

Als der Frohn seinen Weg antrat und das Volk den Hergang der wunderbaren Geschichte in wenig Worten erfahren, stürzte es dem Frohn hinterdrein, um wenigstens aus der Ferne zu sehen, wie das Ding enden werde. So mancher Beherzte, obgleich zu jener Zeit selbst die Großen und Gebildeten an Teufel und böse Geister glaubten, suchte die Nähe des Galgens zu gewinnen, wo der Scharfrichter und seine Leute beschäftigt waren.

Welch eine Verwunderung, ein weithin schallendes Geschrei! Die Kleider hingen noch am Galgen, aber halbverbrannt, und in denselben steckte nichts als Asche. Mit Sturmeseile verbreitete sich die

Nachricht davon in der Stadt und da eben die Läden und Buden geschlossen wurden, kam unendlich viel Volk zusammen, das sich am Rathhaus versammelte. Der Maler wurde freigesprochen und gar gnädiglich von den Herren über Leben und Tod entlassen. Als ihn das Volk die Stufen herabkommen sah, da jauchzte es laut auf und führte ihn im Triumph nach seiner Wohnung zurück.

Noch lange, lange Zeit nach dieser Begebenheit lebte im Munde des Volkes ein Sprüchwort in plattdeutscher Sprache, welches ungefähr hochdeutsch also lautet:

In Lübeck schont man Keinen nicht,
Man hängt da ohne Zweifel
Am Galgen nicht nur Menschen auf,
Nein, auch sogar den Teufel.

Was dagegen den Maler anbelangt, dem der Himmel noch ein langes Leben schenkte, so scheint er doch von jenem Tage an ein wenig Respect vor Herrn Urian gehabt zu haben, wovon man noch im Jahre 1600 den vollgültigen Beweis in einem Bilde fand, welches zu Lübeck in der Domkirche hing und von jenem Maler gefertigt worden war. Das Bild stellte einen bösen Geizhals dar, dessen Stündlein gekommen und der im Verschei-

den lag. Rings herum sah man einige Engel, welche Thränen vergossen, während der Teufel die Seele des Geizigen in einen Sack schob. Beim Diabolo sah man aber durchaus Nichts von Hörner, Schweif und Klauen, weder das rothseidene Mäntelchen noch die Hahnenfeder auf dem Hut. Im Gegentheil, er hatte sich in äußerst pompöse Garderobe gewickelt, trug dreifache Krone und Cingulum wie ein Papst. Darunter stand:

Hanc animam posco
Quam plenam criminibus nosco;

das heißt:

Die Seele ihr mir lassen müßt,
Weil sie von schwerer Sünden ist.

Ein Domherr, Namens Schröder, ließ das Bild damals von der Wand nehmen und auf die Seite stellen, wofür er sich gewiß den Dank Vieler erworben hat. — Dieß ist die Geschichte von dem Maler und dem Teufel, welche durch Urkunden verbrieft ist und durch Jahrhunderte hindurch mit Grauen erzählt wurde.

Wie die Sache zugegangen, daß des Herrn Urians Rock und Hose zu einem Aschenbecher geworden, zu diesem Räthsel haben wir keinen Schlüssel. Jetzt glaubt wohl Niemand daran, höchstens nur — ein dummer Teufel.

II.

Der Junker von Schwerin,

oder:

Wie man's treibt, so geht's.

Um das Jahr 1520 lebte zu Lübeck ein reicher Patricier, von Schwerin genannt, der einen Sohn besaß, welcher nicht wußte, wie Geld zu verdienen, wohl aber wie solches durchzubringen war.

In dem letzteren Punkt besaß er eine besondere Virtuosität, zumal es in jenen Tagen nicht an Gelegenheit fehlte, das Geld an den Mann zu bringen. Schon die reichen mit Gold gestickten Wämser und mit kostbarem Pelz verbrämten Mäntel, die gestickten Krägen, die Sammtbaretts mit Agraffen von Edelsteinen, die güldenen Ketten und Schnallen, die reichverzierten Degen und Wehrgehänge, all diese äußere Pracht erforderte schon bedeutende Summen.

Der Aufwand im Hause war nicht minder bedeutend, denn nach einem Küchenzettel jener Zeit wurde Mittags eine solche Last von Speisen und leckeren Weinsorten aufgetragen, worüber man jetzt

in Staunen geräth. Den Nachtisch schmückte stets Confect, Kanneelkuchen und Koriander.

Außer den Haus- und Familienfesten wurden auch noch öffentliche Lustbarkeiten, als Turniere und dergleichen angestellt, wo die Frauen Gelegenheit fanden, ihre Kleider und Schmucksachen zu zeigen. Unter den Männern galt es ordentlich für eine Ehre, sich im Trinken hervorzuthun, weßhalb sie sich täglich zu bestimmter Stunde bei einem Becher guten Weines in ihrem Compagniehause versammelten. Selbst die Handels- und Handwerksgesellschaften ahmten dieß nach, obgleich sie ihr Gelüste mehr auf Lübecker und Hamburger Bier beschränkten.

Im Rathskeller hatten die Junker, die Grenenraden, die Kaufleute und andere Gilden jede ihren besonderen Platz. Die Halle, wo die Patricier saßen, hieß die Rose, während die Halle der Kaufleute die Linde genannt wurde.

In diesen Räumen ging es oft sehr hoch her und Mancher hatte da in kurzer Frist seine zwei bis dreihundert Mark zu bezahlen.

Unter den lustigen Brüdern zeichnete sich nun besonders der erwähnte Junker von Schwerin aus, der seinem Vater schon manch erkleckliches Sümm-

chen gekostet und des Geldes nicht genug bekommen konnte. Der Vater mahnte ihn oft, nicht allzu verschwenderisch mit dem Geld umzugehen, aber seine Worte fielen in den Wind. „S' ist ja da!“ rief der Sohn, „zu was soll damit gegeizt und gekargt werden!“

Solche Reden trübten oft des Vaters Stirn, denn er hatte fein hausgehalten mit seinem Vermögen, das sein und seiner Väter Fleiß zu solcher Höhe gebracht. — „Wie wird das erst werden, wenn ich meine Augen geschlossen,“ rief oft der bekümmerte Vater. „O, das wird nicht gut enden und ich will Vorkehrungen treffen, daß ihm einmal ein Nothpfennig bleibt.“ Gar manches Tages saß er sinnend da und zählte in der Stille eine Summe Goldes ab, das er in Kisten und Truhen verwahrt hatte. Mit einem alten ergrauten Diener, der mehr denn vierzig Jahre in seinem Hause war und das volle Vertrauen genoß, ging er oft hinunter in den Keller, in dessen Ecken Haken, Nägel und Maurerhandwerkzeug lagen.

Die Kräfte des alten Herrn nahmen von Tag zu Tag ab, und er sah wohl, daß der Tage letzter nicht mehr fern. Sein Sohn sah dieß auch, meinte aber: Gang der Natur und des Lebens;

die Jahre sind da, ewig kann der Mensch nicht leben.

Bei diesen Betrachtungen überschlich ihn nicht selten eine heimliche Freude, denn er gedachte der großen schönen Erbschaft und träumte sich schon im Besitze derselben. — Da nahte der Herbst mit seinen trüben Wettern, es welkten die Blätter und im Hause hieß es: mit dem alten Herrn wird's wohl auch bald zu Ende gehen, er wird recht matt. — Laßt meinen Sohn kommen, rief der alte Vater eines Tages, ich will noch ein Wort mit ihm reden.

Als der Diener dem Junker diese Nachricht brachte, verließ solcher sein Zimmer und dachte: doch wieder so eine Predigt, so eine Ermahnung, wie ich sie schon oft vernommen.

Er trat an das Bett seines Vaters und als sich derselbe mit seinem Sohne allein sah, der ihm schon manche trübe Stunde wegen seines ausschweifenden Lebens bereitet hatte, sprach er zu ihm mit schon geschwächter Stimme:

„Mein Sohn! meine letzte Stunde ist nicht fern, bald werde ich eingehen zu meinem Erlöser. Du wirst Erbe meines Vermögens werden, doch ach, ich sehe es schon kommen, wie du nicht den

sparsamen und redlichen Verwalter deines Gutes spielen wirst. Vielleicht schon in wenigen Jahren hast du das Geld durchgebracht und stehst da, ohne Hülfe, ohne Trost. Ja! ohne Hülfe, denn alle Diejenigen, welche sich dir jetzt als Freunde nahen werden, sie werden dich dann verlachen und verhöhnen, werden dich verlassen. Wenn dies geschieht und — meine Ahnung wird mich nicht trügen, wenn solch Trübsal über dich gekommen, dann gehe in den hintern Keller des Hauses, da wird noch ein Trost deiner warten. Hier lege ich den Schlüssel in deine Hand. Aber, mein Sohn, gehe nicht eher hinein, als — bis dich — die Gläubiger von — Haus und — Hof — jagen."

Hier fiel der alte treue sorgsame Vater in die Kissen zurück, der Odem ward immer schwächer, in einigen Minuten entschlief er sanft zu einem bessern Sein.

Die Leiche wurde dem Stande gemäß mit großem Pomp begraben. Viele Arme der Stadt weinten an der Gruft, in welche der Mann hinabgesenkt wurde, der Zeit seines Lebens Mitleid übte und den Armen nicht trostlos von der Thüre gehen ließ.

Gar bald nahm der Sohn des Vaters Geld



und Güter in Besitz. Gleich dem Waldstrom, der entfesselt dahinbraust, stürzte sich jetzt der Junker von einem Vergnügen zum andern. Sein Haus war zu jeder Stunde für die große Schaar seiner Freunde geöffnet, welche hier in Saus und Braus lebten, daß öfters noch der helle lichte Morgen sie bei den gefüllten und geleerten Flaschen zusammen fand.

Bei verschiedenen Gelegenheiten zeichnete er sich ganz besonders aus, um mit seinem Reichthum zu prunken. So einige Male zur Fastnachtszeit, als die Patricier mit einem großen Gerüste durch die Straßen zogen, wo allerlei kurzweilige Geschichten aufgeführt wurden. Allgemein aber sprach man in ganz Lübeck und der Umgegend von der großen Schlittenfahrt, die der Junker veranstaltete. Wohl an hundert Schlitten bewegten sich von Lübeck aus nach der Clausburg, dem damaligen Vergnügungsorte der Reichen und Wohlhabenden. In jedem Schlitten saß ein Junker mit seiner Dame, prächtig in golddverzierte Marder- und perlengestickte Zobelpelze gehüllt.

Im großen Saale erwartete sämmtliche Gäste eine reich besetzte Tafel, wo große Kühlwannen mit den edlen Weinen aus Spanien und Frank-

reich, so wie silberne Pokale zu schauen waren. Pauken und Trompeten schmetterten darein und als der Tanz beendigt, ging die Fahrt wieder nach Lübeck zurück und zwar so, daß vor jedem Schlitten zwei Reiter mit Fackeln einhertrabten.

Im nächsten Jahre zeichnete sich der Junker von Schwerin bei dem dreitägigen Maifest aus, wo er die Schalksnarren anwarb, welche im Garten der Clausburg ihre Späße machten. Der Aufwand an diesen Tagen überschritt alle Grenzen, denn nach der Mahlzeit wurde in silbernen Becken Rosenwasser zum Waschen der Hände herumgereicht.

Auf diese Art schmolz des Junkers Vermögen von Tag zu Tag. Ein Grundstück nach dem andern wurde verkauft, damit bereits vorhandene Schulden gedeckt werden konnten, welche Jagden und Gelage verursacht. Um baares Geld zu erlangen, kamen die schönen Rosse, Falken, so wie Waffen und Pokale in die Hände der Wucherer. Als sich die Handwerker und Weinhändler mit ihren Rechnungen und Ansprüchen mehrten und er die Gewißheit erhielt, daß es schlecht mit seinem Vermögen stehe, da wurde ihm bange, denn man drohte ihm mit dem strengen Schuldgesetz. Solche

Augenblicke hatte er nicht erwartet und als ein Geschmeidemacher und Juwelenhändler ihm die Versicherung gab, ihn im Laufe der Tage mit Schimpf und Banden belegen zu lassen, da verlor er alle Fassung, denn wenn dieß geschah, dann war er ruinirt für immer. Er wollte entfliehen, wollte Lübeck verlassen, verlassen mit Schulden als ein unehrlicher Mann. Da, in diesem Augenblicke gedachte er des Schlüssels zum Hinterkeller, er suchte solchen hervor, um sich nach dem Ort zu begeben. Als er die Stiegen des Hauses hinabging, sah er den Juwelenhändler einherschreiten, hinter ihm einige Komartschen (Wucherer), welche gewiß nichts Gutes im Sinne hatten.

Mit schnellen Schritten eilte er nach dem Hinterkeller, denn er war der Meinung, der gute Vater habe da einen Schatz für ihn vergraben. An Ort und Stelle angekommen, sah er nichts als alte Fässer und — einen Strick, welcher an einem Ring von der Decke herabhing.

Gedankenlos sah der Junker empor; jetzt wußte er, was der Vater gemeint. So weit, rief er, still für sich, so weit ist es mit dir gekommen. Ja! ja! der letzte Sprößling eines alten Geschlechtes soll nicht durch Schuldner beschimpft werden.

Keinen Freund, keinen Trost als hier — dich. Dabei sah er nach dem Strang. Ja! du mein letzter Freund, komm her, ich habe es nicht anders verdient. Leb wohl, Erde, mit deinen Leiden und Freuden. Gethan sei die Sünde, die einzige Sünde, welche der Mensch nicht bereuen kann — Selbstmord.

Rasch stieg er auf Eines der alten Fässer, knüpfte sich den Strang um den Hals, stieß das Faß unter sich weg und — stürzte in diesem Moment mit Geprassel hernieder zur Erde, daß er glaubte, er höre schon die rächenden Geister. Er fiel — bedeckt von einem Goldregen. Betäubt, kaum seinen Sinnen trauend, raffte er sich empor. Der Ring, an welchem der Strick hing, hatte einen Stein aus dem Gewölbe gerissen und als der Junker die Sache näher untersuchte, zeigte sich in dem Gemäuer ein Raum, der ganz mit Goldgulden angefüllt war, eine Schatzkammer, wie sie beschrieben wird in den Sagen und Mährchen des Orients.

Er hob schnell einige der Goldstücke auf, welche herabgefallen, und fand da ein Stück Pergament, welches obenauf gelegen und mit herabgestürzt.

Er erkannte die Schriftzüge: es war seines Vaters Hand. Der Junker las Folgendes:

„Ungerathener Sohn!

So weit ist es also mit dir gekommen. Mit eigener Hand wolltest du den Lebensfaden kürzen. O, ich habe Blicke in die Zukunft gethan und das geahnt, was geschehen. Lebe, lebe noch einmal, aber kehre um von der Bahn des Leichtsinnes. Noch einmal nimm Erbtheil in diesem Gold, was du hier findest. Ich bitte, ich beschwöre dich, ändere dein Leben und laß dir den Schritt, den du thun wolltest, eine Warnung sein für künftige Zeit. Kehre um, damit du mir keine Schande machest. Wende das Geld an zu guten Dingen und führe fortan einen Wandel, der wohlgefällig vor Gott und den Menschen, dieß wünscht dein verklärter in Gott ruhender Vater."

Auf einige Augenblicke schien diese schriftliche Mahnung einen sichtbaren Eindruck hervorzubringen, doch der Anblick des gefundenen Schatzes, die plötzliche Wendung der Dinge, aufrecht gehoben der schon gebeugte Stolz, die Gewißheit, wiederum ein reicher Mann zu sein, Alles dieß ließ jede Mahnung vergessen. Mit gefüllten Taschen eilte er herauf, er, der als Bettler hinabgegangen.

Mit Stolz und Uebermuth tilgte er augenblicklich die Forderungen der mahnenden Gläubiger. — Auf! auf! all die erloschenen Flammen der Freude und Ueppigkeit wurden wieder angeblasen, das Heer der Freunde und Gäste schwelgte wieder an den reichen Tafeln und die früheren Gläubiger beugten ihr Haupt vor dem Wüstling.

Des weisen Vaters Warnung blieb unbeachtet. Es gab zwar Augenblicke, wo der Gedanke Raum fand, an die Zukunft zu denken und dem wüsten Treiben Einhalt zu thun. Der Junker aber war zu sehr an dieses üppige Leben gewöhnt und hielt es für eine Schande, sich mit Wenigerem zu begnügen.

Zu den guten Freunden und Gästen, welche sich zu den Gelagen und Jagdpartieen einfanden, gesellte sich auch ein früherer Mönch, der dem Junker einmal heimlich mittheilte, daß er die Kunst verstehe: Gold zu machen, welch Geheimniß zu jener Zeit so mancher Abenteurer besitzen wollte. Ein solcher Nekromant fand bei dem Aberglauben und Unwissenheit jener Tage gar oft Gehör und selbst Fürsten lebten der Ueberzeugung, daß das Goldmachen nicht zu den unmöglichen Dingen gehöre.

Der Junker bot Alles auf, diesen Wundermann an sich zu fesseln, was denn auch nicht schwer hielt. Um einen Beweis seiner Gelehrsamkeit zu geben, erzählte der ehemalige Klosterbruder ihm manchmal von dem scythischen Zauberer Abaris, einem uralten Heiden, der bereits das Geheimniß, Gold zu machen, besessen und außerdem noch unter anderen Teufelskünsten diejenige inne hatte, auf einem goldenen Pfeile durch die Luft zu segeln.

Jetzt lebte der Junker nun erst recht in Saus und Braus und verließ sich auf den Goldmacher, der nicht von seiner Seite wich und so manches kleine Sümmchen für sich zu erbeuten suchte. Um den schon so oft Betrogenen zu täuschen und ihm Hoffnung auf Gewinn zu geben, schmolz der Goldmacher auch einmal zwei Goldgulden in Lehm und Erde ein, zeigte dieß dann als Ausbeute seiner Kunst und gab es dem Junker, welcher den grauen Erdklumpen zu einem Goldschmied trug, um ihn zu prüfen. Wie erstaunte Schwerin, als der Mann bereit war, ihm so und so viel Mark Silber dafür zu geben! Immer mehr klammerte er sich an den wunderbaren Fremdling, den er als

einen rettenden Genius betrachtete, wenn bei ihm dereinst die Flut des Glückes verrinnen sollte.

Deshalb ward unbesorgt in den Tag hinein gelebt, wobei der ehemalige Klosterbruder sich immer mehr seinen Säckel füllte. So war bereits ein Jahr vergangen und als der Junker eines Tages den Stand seiner Gelder untersuchte, vernahm er mit Schrecken, daß er bereits wieder da stehe, wohin sein Leichtsinn ihn schon einmal gebracht. So Mancher von den Gläubigern stellte sich ein und ging ihn an, die Schuld zu bezahlen. Allerlei Ausflüchte wurden hervorgeholt um die Dränger zu beschwichtigen, welche sich von Tag zu Tag mehrten.

Jetzt drang der Junker in den Nekromanten, das gegebene Versprechen zu erfüllen und Gold zu bereiten, denn es sei hoch an der Zeit, daß Geld in's Haus komme. Der Betrüger machte Ausflüchte, er müsse noch dieß oder jenes Bindemittel erfinden um das Gold im Großen zu erzeugen. Auch dießmal begnügte sich der Verschwender und wartete noch eine geraume Zeit.

Als er eines Morgens nach durchschwärmter Nacht noch auf seinem Lager lag, erschien einer der Hauptgläubiger und verlangte mit Nachdruck

eine Schrift über die ihm dargebrachten Gegenstände, welche meist Luxus-Artikel betrafen. Der Junker ging an den Schrein und suchte nach einem Stück Papier. Da — fiel ihm das Pergament in die Hände, welches sein Vater dereinst im Keller niedergelegt. Er wies dem Gläubiger barsch die Thür und ging lärmend im Zimmer auf und ab. Gold! Gold! rief er aus, Gold muß ich haben. In seiner Wuth riß er einen Degen aus der Scheide, lief damit auf das Zimmer, das er dem Mönch eingeräumt und schrie: „Elender! halt' dein Wort, schaff Gold, oder ich durchbohre dich hier auf der Stelle!"

„Halt ein!" ließ sich der Mönch mit leiser Stimme vernehmen. „Gold! — O, dieß nützt dir nichts mehr. Wir stehen Alle am Ende unserer Tage. Höre, vernimm, nächsten Freitag ist der Weltuntergang, ja, Auflösung alles Irdischen wahr und gewißlich. Bestelle deine Gläubiger auf den nächsten Sonnabend, es — kommt Keiner."

Der Junker that, wie ihm geheißen, und da er schon einmal unverhofft wieder zu Geld und Reichthum gelangt, so hegten die Gläubiger kein Mißtrauen und baueten auf sein Wort.

Die Prophezeiung verbreitete sich auch in ganz Lübeck und viele zaghafte Seelen sahen mit Schrecken dem kommenden Freitag entgegen.

Mittags um 12 Uhr sollte das Schreckliche geschehen, weßhalb Hunderte in die Kirchen eilten, um da unter Sang und Gebet ihr Stündlein zu erwarten.

Der Junker hatte ein Zechgelage veranstaltet, um im Taumel das Verhängniß über sich ergehen zu lassen. Der Tag war trübe und der Regen träufelte hernieder. Dunkele Wogen zogen am Himmel dahin als trauere die Natur selbst. Um zwölf Uhr aber klärte sich der Himmel auf, die Sonne schien freundlich hernieder, die Welt bestand fort bis auf den heutigen Tag und wohl noch Jahrtausende.

Nur Einer war verschwunden — der Goldmacher. Die Gläubiger stellten sich richtig den Sonnabend ein um — den Junker von Schwerin von Haus und Hof zu jagen. Baarhäuptig, wie ein Bettler — und dieß war er — verließ er das Haus, dessen Schwelle sein Fuß nicht mehr betrat. Nur Eins blieb ihm: der Brief des Vaters, den er dereinst mit dem Golde im Hinterkeller gefunden. Ein Stück vergilbtes Pergament



mit Buchstaben, die mit Flammenschrift in seine Seele leuchteten! Nur etlichen Verwandten hatte er es zu verdanken, daß man ihn nicht der Freiheit beraubte, sonst aber bekümmerten sie sich nicht um ihn und speisten ihn mit harten Worten ab, wenn er es wagte, in ihre Nähe zu kommen.

Das Heer der guten Freunde war in alle Winde zerstoben und wenn ihm Einer begegnete, der sonst mit an seiner Tafel geschwelgt, so bog er seitwärts, damit er nicht von ihm angeredet werde. — Kaufleute und Handwerker, die einst in den Tagen seines Glückes viel Geld an ihm verdient, spielten ebenfalls den Bruder Hartherz und wendeten ihm den Rücken. Es hieß: er ist Schuld an seinem Unglück. — Wie man's treibt, so geht's.

Nur etliche Junker, die sich früher zu ihm gehalten und ein Freundschaftsbündniß geknüpft, fühlten Mitleid. Sie schenkten ihm eine silberne Schüssel und in wessen Haus er sich mit solcher zeigte, da wurde sie ihm gefüllt. Dieß währte jedoch nur kurze Zeit, denn als er zerlumpt einherging, da wies ihn oft die Dienerschaft von der Schwelle zurück. — Ach! wie oft sah er hungrig und mit bleichem Angesicht nach den Fenstern des

Hauses empor, welches einst sein Eigenthum war. Mit Gewissensbissen dachte er an die Tage, wo er einst da oben geschwelgt. Nur einen Bissen von den reichen Tafeln, nur ein Glas von dem Wein, der hier einst in Strömen zur Erde niederfloß!

So lebte er in Kummer und Elend noch dreißig Jahre. Ohne Obdach irrte er herum, bis man ihm eines Morgens in der Mühlstraße todt auf dem Stroh unter einem Frachtwagen fand, das gewöhnliche Nachtlager des Junker von Schwerin, der ehemals im Besitz eines so schönen Vermögens war.

III.

Werner vom Calven,

oder:

Der Sohn des Bürgermeisters.

Ein Bürgermeister der Stadt Lübeck war sonst ein Mann von höchstem Rang und Würden; er war das gewaltige Oberhaupt der Stadt, von welcher die alten Register der Kaiser auswiesen, daß sie eine der fünf Städte war, der von den Kaiser der Name „Herrschaft" zugefallen. Die Name der fünf Städte waren Rom, Venedig, Pisa, Florenz und Lübeck.

Schon der Name „Rathsherr" hatte einen volltönenden Klang, wie sich denn auch Männer nebst ihren Frauen ganz besonders in der Kleidertracht auszeichneten. Gleich den Rathsherrn in andern Reichsstädten, gingen die zu Lübeck stets nur in kostbarem Pelzwerk und goldverzierten Kleidern einher. Wenn sie sich auf das Rathhaus begaben, so folgte ihnen auf dem Fuße stets eine Schaar prächtig gekleideter Diener. Achtungsvolle Begrüßung war strenge Pflicht eines jeden Bürgers und Mangel an Respect bei den Beamten zog oft schwere Strafe

nach sich. So mußten auch der Henker und seine Gesellen, wenn ein Rathsherr durch die Straße kam, ihren Mantel (Hoiken) ablegen und über den Rinnstein ausweichen.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts gab es in Lübeck einen Bürgermeister, Namens Reinaert Calven, der als ein äußerst strenger aber sonst als höchst rechtlicher Mann bekannt war. Nie brach er sein gegebenes Wort, was er einmal versprochen, ging in Erfüllung und Nichts brachte ihn davon ab.

Dieser Bürgermeister hatte einen einzigen Sohn, Werner, der des Vaters Stolz und Freude war. Werner vom Calven war ein gar feiner Herr, der nicht nur äußerst geschickt war in Führung der Handelsgeschäfte, sondern auch in andern Dingen, denn er verstand sehr gut die Waffe zu führen und tummelte das widerspenstigste Roß aus Holsteins Gauen.

Den übermüthigen Stolz anderer Patriciersöhne kannte Werner vom Calven durchaus nicht, im Gegentheil, er mischte sich gern unters Volk und plauderte oft mit den Landleuten, die er wegen ihres ungezwungenen Wesens sehr lieb hatte.

Eines Tages, als auf seines Vaters Landgut die Kirmeß gefeiert wurde, beschloß er, daselbst einige Stunden zu zubringen. Gar bald saß er

auf seinem Hengst, jagte zum Jürterthore hinaus und dem Dorfe zu, wo es gar lustig herging. Ehrerbietig grüßten ihn die Bauern und die Rede: der junge Herr ist da! ging die Reihen durch. Als Werner vom Pferde gestiegen und etliche Worte mit dem Vogt gewechselt, der auf dem Gute angestellt war, mischte sich Werner vom Calven unter die Bauern, welche ihm gar freundlich begegneten.

Der junge Herr ließ lübisch Bier ankommen, die Kannen wurden gefüllt und man stieß an nach Brauch und Sitte auf Gesundheit und Wohlgedeihen dessen, der da den Labetrunk gespendet. Etliche von den schmucken Dirnen des Dorfes traktirte der Jungherr mit „Krude“, einem damals bei Frauen sehr beliebtem Getränke, welches aus Wein, Zucker, Zimmt und Paradieskörnern bestand und warm getrunken wurde.

Im Gespräch mit den Bauern, hatte Werner vernommen, daß die Ortschaft dem Vogt durchaus nicht günstig war und es oft schon Streit gegeben habe. — Der Vogt trug freilich einen großen Theil der Schuld, denn er behandelte die Bauern oft wie Sclaven und gönnte ihnen nicht den Getreidehalm auf dem Felde.

Barsch und unbarmherzig zeigte er sich stets,

wenn er das Lehngeld und den sogenannten Pflugpfennig einforderte.

Der Abend brach herein, in der Schenke wurde es immer lebhafter. Nach der Sitte jener Zeit tranken die Bauern an solchen Tagen immer mehr als es vonnöthen, und dann fehlte es nicht an Streitigkeiten, die oft in arge Schlägerei ausarteten.

So geschah es auch hier. Etliche der Bauern, welche bedeutend der Kanne zugesprochen und schon längst Gelegenheit gesucht hatten, mit dem Vogt anzubinden, standen jetzt demselben mit geballter Faust gegenüber und sagten ihm so manches in's Gesicht was gerade nicht fein anzuhören war. Selbst der Schenkwirth, Georg Jansser, beschwerte sich gegen ihn, daß er ihm neulich Abends nach neun Uhr schon verboten habe, nicht mehr den Zapfen anzurühren und den Bauern Bier zu verabfolgen. — Ein Wort gab das andere, die Bauern meist in trunkenem Zustande, drängten auf den Vogt ein und der Streit nahm einen ernsten Charakter an.

Da trat Werner vom Calven in die Mitte, um mit seinem Ansehen und guten Worten Friede zu stiften. Obwohl die Bauern zu anderer Stunde gewiß treulich gefolgt und sich, fried- und schiedlich

verhalten haben würden, so war dieß nicht heute möglich. Der aufgeregte Zustand, worin sie sich befanden, kannte keine Grenzen, von Worten kam es zur That.

Ein Stoß, ein Griff und der Vogt befand sich inmitten der rachsüchtigen Menge. Noch einmal versuchte der Jungherr das Wort zu ergreifen aber vergebens. Da ergriff er in der Hitze einen kleinen Trog und schlug in den Knäuel der wüthenden Bauern, die den Vogt erfaßt hatten, der wie ein Löwe kämpfte und Einen der Streitenden zu erwürgen drohte.

War es die Uebereilung des jungen kräftigen Werner oder ein verfehlter Schlag, er traf den Vogt auf das Haupt, daß selbiger niedertaumelte und urplötzlich seinen Geist aufgab.

Eine allgemeine Bestürzung trat ein, es war, als wenn ein jeglicher der Streiter mit einem Eisbad überschüttet worden wäre. Händeringend stürzte sich Werner auf den Todten den er schützen und schirmen wollte, und benetzte ihn mit einer Thränenfluth.

Es war ein ergreifender Augenblick, eine Scene, die selbst die Rohesten der Menge ergriff. Dann aber sprang Werner vom Calven auf und sprach: „ich, ich bin ein Mörder und nicht werth unter

Euch zu sein. Laßt mich, laßt mich hinweg, auf, in die Stadt, damit ich mich freiwillig dem Gericht stelle!"

Erschütternd drangen diese Worte in die Herzen der Umstehenden, welche den Jungherrn ehrten und liebten.

„Nicht doch, gnädiger Herr!" sprach ein alter Bauer, „dieß werdet Ihr nicht, dieß dürft Ihr nicht, denn sonst wär' es um Euch geschehen." — Eiligst beschlossen die Aeltesten des Dorfes ihn nicht von hinnen zu lassen, da sie seines Vaters eisernen Willen und strenge Gerechtigkeit kannten. Sie nahmen den Reuigen in ihre Mitte und verwahrten ihn in einem Hause des Dorfes.

Am andern Morgen legten drei der Aeltesten Trauerkleider an und verfügten sich schweigend nach Lübeck. Beklommenen Herzens naheten sie sich dem Hause des Bürgermeisters, welches unweit der Kapelle „Maria auf den Stegel" lag. Mit scheuen Schritten gingen sie die steinernen Stufen hinauf und ließen sich durch einen der Diener anmelden.

Ungesäumt ließ sie der Bürgermeister vor sich kommen und fragte nach ihrem Begehr. — „Herr!" sprachen sie, „unsere Botschaft ist gar trüb und nicht von guter Rede, denn uns ist ein großes

Unglück widerfahren. Gestern beim Kirmeßgelage entspann sich ein Streit, es kam zum Handgreifen und ohne Schuld ist Einer erschlagen worden.

„Wer, wer ist der Unglückselige?“ rief der Bürgermeister, indem seine Augen zornglühend aus der Höhlung hervortraten.

„Es ist — Euer Vogt!“

Da sprang der Bürgermeister auf und rief mit drohender Stimme: „Mord und Todschlag auf meinen Grund und Boden. Ha! jetzt ist das Maß gefüllt und kein Erbarmen mehr zu erwarten. Kein Mitleid, keine Gnade für Recht, Verderben und Tod dem Verruchten, der dieß gethan. — Wer ist der Thäter, heraus mit seinem Namen, sterben soll er, sterben den Tod von Henkers Hand und wär' es mein Diener, mein Freund, ja — wäre es mein eigner leiblicher Sohn!“

Bei diesen Worten, welche wie ein Donnerschlag herniederfielen, ergriffen die drei Männer die Flucht und eilten zitternd die Stiegen hinunter. Als sie sich wieder auf der Straße befanden, sprach Einer derselben: „Laßt uns schnell zurückeilen, damit wir den jungen Herrn Werner retten vor dem Zorn seines Vaters. Kommt schnell, wir müssen ihn noch besser verbergen. Ehe vielleicht eine Stunde

vergeht, sind sie an Ort und Stelle um das Fahnrecht zu halten."

Die drei Männer beflügelten ihre Schritte, damit sie baldigst nach Hause gelangten. Daselbst angekommen, gingen sie sogleich an den Ort, wo man den jungen Mann verborgen hatte, um solchen eine sichere Stätte anzuweisen, ein Asyl, das kein Späherauge entdecke.

Noch war Werner vom Calven Willens, sich den Gerichten auszuliefern. Als er aber vernahm, daß sein Vater die größte Strenge angelobt und zu richten nach Recht und Gesetz, wer es auch sei, da bangte ihm doch für sein Leben und er beeilte sich, in Gewahrsam zu kommen.

Als dieß geschehen, traten die Bauern schnell zusammen. Einer der Aeltesten ergriff das Wort und ermahnte Alle, standhaft zu bleiben und nicht den Jungherrn zu verrathen, den sie wegen seiner vortrefflichen Eigenschaft ehrten und liebten.

Alle gelobten dieß feierlichst an und schwuren: ein tiefes Schweigen zu beobachten. Kaum war dies geschehen, als das Gerassel etlicher Wagen und der Hufschlag galloppirender Pferde an ihr Ohr schlug. Was man vermuthete, geschah. Der Bürgermeister Reinaert vom Calven erschien mit

Vogt und Beisitzern, um an Ort und Stelle nach Brauch und Sitte das Fahnrecht zu halten.

Als die sämmtlichen Richter angekommen, verfügten sie sich zur Leiche des Erschlagenen, damit die Ablösung der Hand geschehe, um sie später beim Barrecht zu gebrauchen. All' die Bauern wurden zur Stelle gerufen, Mann für Mann, und als solche beisammen, trat der Raths-Vorsprach an die Leiche und rief: „Herr Vogt, lasset mich ein Urtheil finden. Nachdem man allhier eine Sache soll offenbaren, so an das freie Höchste gehet, möget Ihr dazu von Rechtswegrn ein Ding hegen.!"

Als dies geschehen, trat der zweite Vorsprach herzu und rief laut: „Herr Vogt! dazu möget Ihr von Rechtswegen ein Ding hegen."

Darauf trat der Vogt vor und hielt ein Ding zum ersten, andern und dritten Male; als aber des Rathes Vorsprach Zeugen aufrief, da regte sich keiner der Bauern, wider ihres Herrn Sohn zu zeugen. Es herrschte tiefes Schweigen, kein Laut, kein Odemzug.

Da ergrimmte der Bürgermeister und rief: „Wohlan, so ist es Einer der Eueren, den Ihr verhehlt, den Ihr verleugnet. Aber ich schwöre es Euch zu, ich werde den Todschläger herausfinden,

damit er empfange die gerechte Strafe. Bann und Fluch über Jeden der da mit im Spiele!“

Der Zug ging wieder nach Lübeck zurück. Starr und stumm standen Mehrere da und wußten nicht was hier zu beginnen. Die Aeltesten des Dorfes traten zusammen und beschlossen, den jungen Werner durch die schleunigste Flucht zu retten. Etliche der Männer wurden dazu ausersehen. Die dunkele Nacht, welche hereinbrach, begünstigte ihr Fürhaben; ein Wagen sowie zwei Rosse wurden herbeigezogen und fort ging es nach der Mark Brandenburg auf das Schloß eines adeligen Herrn, mit welchem Werner noch verwandt war. — Der Nachtwind blies schaurig durch die Fichten und Nadelhölzer, der Wagen und die Pferde gingen ruhig und schweigend im tiefen Sand und die Reiter neben dem Wagen hatten ihr Haupt herniedergebeugt und schlummerten. Nur eins wachte — das Gewissen des Flüchtlings, der unruhig im Wagen saß und von Zeit zu Zeit seinen Blick nach dem Himmel erhob, wo die Wolken dahin jagten und nur von Zeit zu Zeit den matten Schimmer der Sterne erkennen ließen.

Auch in dem Dorfe vollbrachte vielleicht so Mancher schlummerlos die Nacht, denn sie kannten gar wohl die Strenge ihres Herrn, zumal in

so wichtigem Fall. Kaum graute der Morgen, als die Aeltesten schon wieder zusammen gingen. Bald ward es rege in den Gehöften, denn aus der Umgegend kamen jetzt Neugierige herbei, um zu hören, wann und wie die Sache geschehen; mahnten auch, den Namen des Verbrechers zu nennen, da sonst groß Unheil über das Dorf kommen könne und dergleichen mehr.

Plötzlich erschienen in der Schänke zwei Stadtknechte, die da aussagten, daß der Herr des Dorfes noch einmal streng Gericht halten wolle, wenn man sich störrisch bezeige. „Ja, ja!“ rief der Eine, „jetzt geht's an Hals und Kragen. Wenn die Daumschrauben angesetzt werden, da wird die Zunge schon in Bewegung kommen und den Namen des Missethäters nennen. Die Gefängnisse werden Besuch bekommen, auch die Eulen und Uhus im rothen Thürmchen. Wir müßten den gestrengen Bürgermeister nicht kennen und den lübischen Rath dem schon lange der Blutbann zugefallen. Nur zu! bin nicht sicher, daß der rothe Hahn bald hier auf allen Dächern sitzt, daß man euch Roß und Rinder aus den Ställen zieht und vielleicht gar ein Jeglicher des Landes verwiesen wird.“

Diese Worte waren zu ernst, um nicht alle mit Zaghaftigkeit zu erfüllen. Die Weiber heulten und schrieen und die Männer, welche jetzt Freiheit und Leben gefährdet sahen, beschlossen unter sich, daß man die Wahrheit eingestehen wolle.

So begaben sich denn wiederum die Drei auf den Weg und gingen in das Haus ihres Herrn, der ihnen mit starrem Blick entgegentrat und von ihnen den Namen des Frevlers verlangte, der ruchlos die Hand an seinen Vogt gelegt und solchen erschlagen.

Nun wohlan, gestrenger Herr!" nahm Einer der Dreien das Wort. „Da Ihr die Wahrheit wissen wollt, die wir verschwiegen zum Heil Eures Hauses und Eyrer Wohlfahrt, so wollen wir nicht länger an uns halten, sondern treu und wahrhaftig bekennen. Jener Mann, den Ihr suchet und den Mord begangen, es ist Niemand anders als Euer eigener leiblicher Sohn, Werner vom Calven!"

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr jetzt dem Bürgermeister, der in seinen Lehnstuhl zurücksank. Die Ballen seiner Hände auf die Augen gedrückt, saß er da, zermalmt, vernichtet von so schrecklichem Wort. — Nach einer langen Pause erhob er sich und rief mit dem Ausbruch des tiefsten Schmerzes

und der Verzweiflung: „Mein Sohn! mein Sohn ein Mörder! Er, den ich geliebt wie meinen Augapfel, er, mein Stolz, meine Hoffnung, belastet mit der Sünde des Todtschlags! Nein! Nein! mein Werner, es kann, es kann nicht sein!“

Und doch!“ rief ernst der Aelteste der Männer. „Er ist's bei Gott und allen Heiligen!„

„Wo, wo ist mein — wo ist dieser Unselige?“

„Fort hinweg! geflüchtet!“

„Geht! geht!“ sprach mit erstickter Stimme der Aermste der Väter, indem er die Männer krampfhaft mit der Hand erfaßte. — Sie fügten sich seinem Willen und schritten langsam durch die Dienerschaft, die auf dem Estrich des Vorhauses stand und ihre Blicke nach der Thür heftete, wo ihr Herr sich in Schmerzestönen ergoß.

„Mein Name geschändet vor allem Volk!“ erklang es laut und vernehmlich im Zimmer. „Mein Sohn ein Mörder! Ich, ich habe mein Wort gegeben, ich muß es halten so wahr Gottes Sonne am Himmel. Ja, es sei! nicht hemme dieß den Lauf der Gerechtigkeit!“

Hastig ging er nach dem Tisch und rührte die Klingel. „Auf! meinen Mantel!“ rief er dem

eintretenden Diener entgegen. Selbiger eilte bestürzt hinaus zur Erfüllung seiner Pflicht, die anderen Diener machten sich bereit ihrem Herrn des Weges zu folgen, wie es Observanz und Gewohnheit war, wenn sich der Bürgermeister auf das Rathhaus verfügte.

Die Bauern mußten vielleicht auf ihrem Wege durch die Stadt ein Wörtchen haben fallen lassen von dem Verlauf der Dinge, denn ein Bürger und Bernsteindrechsler, Namens Stolterbole, den man gemeinhin den Paternostermacher nannte, lief nach den Goldschmiedsbuden und erzählte da höchst geheimnißvoll, daß der Sohn des Bürgermeisters flüchtig geworden sei, weil er mit in die Geschichte da draußen auf seines Vaters Gute verwickelt sei. Man horchte und staunte, man zweifelte und getraute sich nicht, dieß laut vernehmen zu lassen, als ein paar Hanfbinder hinzutraten und ohne alle Umstände verkündigten, daß Werner vom Calven dem Vogt seines Vaters den Garaus gemacht, todtgeschlagen, mausetodt.

Von Mund zu Mund ging diese Nachricht und verbreitete sich von den Fischweibern und Heringsbuden aus durch die ganze Stadt. Obgleich dies Mancher nur für eine Mähr oder üble Nachrede

halten wollte, so drängte sich doch bald Jedem die Gewißheit auf, daß die Sache volle, reine Wahrheit, denn der Bürgermeister, der auf das Rathhaus geeilt, ließ plötzlich dem Vogte, Beisitzern, Herren und Vollbürgern ein außerordentliches Ding ansagen, mit Trommelschlag von Haus zu Haus. Die Sturmglocke wurde gezogen, ihre Töne heulten durch die Luft und über der Gallerie des Rathhauses wurde die Gerichtsfahne aufgesteckt, die heute wie ein Bahrtuch herabwehte. Viel des Volkes lief zusammen, die Kaufleute und Händler verließen ihre Schreibstuben und nach der Gerichtsstätte strömten die Menschen in langen Zügen.

Als Vogt und Beisitzer auf dem Hochsitze mit Stab, Schwert und Reliquienkästchen Platz genommen, trat der Frohn auf den Finkenblock (Schandblock), entblößte das Richtschwert und sprach unter dem Geläute der Schandglocke: „Ich rufe dir zu, Joduthe*), über dir, du Werner vom Calven, und esche dich zum ersten, andern und

---

*) Das ist das alte Gerüfte und Verfehmungsgeschrei, welches das Volk bei einem Morde erhob, um in früherer Zeit den Bluträcher, später die Richter des Blutbannes, herbei zu rufen, und sich selbst als Zeuge der That anzugeben.

dritten mal, daß du kommest in meiner Herren Gehege, gebest und nehmest Recht!" —

Nachdem die dreimalige Eschung geschehen war, sprach der Frohn die Acht in folgenden Worten aus:

„Ich rufe dir zu, Joduthe, über dir, du Werner vom Calven, weil du nicht gekommen bist auf die erste, andere und dritte Eschung, will ich dich frei machen wie einen Vogel in der Luft, in Kirchen und Klausen, du sollst da sein rechtlos, friedlos und weggenommen werden, wie Recht ist von meiner Herren wegen!"

Daß sich auf diese Forderung Herr Werner nicht meldete, daran zweifelt wohl Niemand, denn er war geflüchtet und lebte in der Mark Brandenburg auf dem Gute seines Anverwandten. Später soll er sich nach dem Rhein gewendet haben, und solche Gegenden lagen zu jener Zeit den Gerichten so zu sagen aus der Welt. — Telegraphen und Steckbriefe gab es damals noch nicht und bei einem Vorsprung von zehn Wegesstunden hieß es damals: aus den Augen, aus dem Sinn.

In Lübeck sprach man lange Zeit von diesem Vorfall, was freilich die Ohren der Patricier oft höchst unangenehm berührte. Den Bürgermeister, Reinaert vom Calven, überschlich seit jenem Tage

ein Trübsinn, er zog sich von den Geschäften immer mehr zurück und schloß sich in sein Haus ein. Freudlos und kinderlos stand der alte Mann da, sein Vaterherz konnte diese Schmach nicht überleben und so schied er denn bald von der Welt, die ihm keine Freuden mehr gewährte.

Die Hinterlassenschaft in Geld und Gütern fiel — seinem Sohne zu, dem einstigen Mörder. Die Güter wurden verkauft und die gesammten Summen dem Herrn Werner vom Calven zugeschickt, ein Fall der viel Aufsehen erregte, da sonst in dergleichen Fällen das Vermögen natürlich der Stadt und den Klöstern zufiel, wie dieß schon aus den Worten der Acht: „rechtlos, friedlos" zu vernehmen.

Freilich waren hier die Rathsherren um gute Fürsprachen im Spiel, welches Verfahren den Spruch bestätigte: „Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus," und sodann noch den Beweis gab, daß das Recht schon damals eine wächserne Nase hatte, welche sich nach allen Seiten drehen und formen läßt.

Des Künstlers letzter Trost.

Es war im Jahre 1560, als zu Soest der berühmte Maler und Kupferstecher Albert Aldegrevers, auch Albert von Westphalen genannt, in seinem gewölbten Zimmer saß und soeben sein großes Gemälde: „die Bilderstürmer" vollendete. Nach seinem Ausspruch: daß Zweifel erst die Kunst bilden, hatte er den Bruder Anselm vom Orden der barmherzigen Brüder zu sich beschieden, der in Kunst und Wissenschaft ein Urtheil abzugeben im Stande war.

Ja, das Gute und schätzenswerthe hatten die Klöster jener Zeit, daß der Arme, nach Wissen ringend, in ihnen eine Zufluchtsstätte fand und frei von allen Nahrungssorgen sich hier ungetrübt seinem Genius hingeben konnte. Wie viel herrliche Werke in Kunst und Wissenschaft gingen hervor aus einsamer Klosterzelle, die nimmer entstanden wären,

wenn nicht die einsam schaffenden Geister sich einer Muße erfreut hätten, die sie aller Nahrungssorgen und andrer Widerwärtigkeiten des Lebens überhob.

Albert Aldegrevers war einer der besten Schüler von Albrecht Dürer, dessen Unterricht er in früher Jugendzeit genossen hatte. Er war der treue Nachbildner des Styls seines Meisters im Malen wie im Stich. Noch heute bewahren die Gemäldegalerien zu München und Wien Werke von seiner Hand. Seine Kupferstiche werden nicht selten von Kennern mit hohen Preisen bezahlt: vorzüglich die „Todessünden," die „Bacchanalien," die „Geschichte Loths," „der Wiedertäufer-König Johann von Leyden" und die Geschichte der „Susanna."

Nach allen Nachrichten über Aldegrevers gehört er zwar nicht unter die ersten Meister seiner Kunst, daß er aber fleißig war und seiner Kunst mit ganzer Seele zugethan, beweisen alle seine Kupferstiche, die sich an 350 belaufen.

Ein Schriftsteller sagt irgendwo: ein großer Künstler ist selten ein guter Familienvater. Von diesem Vorwurf war unser Westphale freizusprechen, denn alle seine Liebe widmete er seinem einzigen ihm übriggebliebenen Sohn, Namens Erwin, einem Knaben von zwölf Jahren, den die Vor-

sehung mit den schönsten Gaben des Geistes und Körpers verschwenderisch ausgestattet.

Des Künstlers treue Hausfrau ruhte mit vier der andern Kinder schon seit Jahren im Grabe, sonach war Erwin des Vaters einziger und letzter Trost. Wenn der fromme Bruder Anselm die kecken Zeichnungen und Pinselstriche des Knaben betrachtete, der auch dereinst ein Maler werden wollte, so wurde er gar oft von Bewunderung ergriffen. Er fand nirgend Nachahmung in den Gebilden, es war schon etwas Selbstständiges in allen sonst noch so unvollkommenen Darstellungen, und mehrmals nannte ihn Anselm ein Genie, dem eine große Zukunft zu prophezeien sei.

Eben der Umstand, sprach dann der Vater, daß der Knabe frei von aller Nachahmung, das ist's, was mein Herz erfreut. Nur durch Nachahmung ist die Kunst immer und überall gesunken. Ihr nennt ihn ein Genie; gebe Gott, daß er in fernern Tagen dann nur in seinen Werken der Natur getreu bleibt, denn so wie sich das Genie lossagt von der Natur, dann wankt unter ihm der Boden und es geräth auf Abwege.

Während Beide so sprachen, trat ein Diener herein, der einen Fremden anmeldete, so in einem

der ersten Gasthöfe gestern Abend Herberge genommen und den Künstler Albert Aldgrevers zu sprechen wünsche.

Der Meister ließ ihm seinen ehrerbietigen Gruß vermelden und sagen: daß er es sich zur Ehre schätzen werde, den fremden Herrn in seinem Hause gastlich zu empfangen.

— Gewiß ein Geschäft, ein Kauf, ließ sich der Bruder Anselm vernehmen. Da will ich nicht durch meine Gegenwart stören. Gehabt Euch wohl! der Friede des Herrn sei mit Euch! — Mit diesen Worten verließ er des Malers Werkstatt und ging in sein Kloster zurück.

Gar bald trat der Fremde ein, der mit kurzen Worten sagte: daß er aus Flandern käme. — Aldegrevers, ein großer Menschenkenner, trat etwas scheu vor dem Mann zurück, der tief in den Mantel gehüllt mit finsterem Blick das auf der Staffelei stehende Gemälde, die Bilderstürmer, betrachtete.

Um nicht so ganz müßig dazustehen, machte der Maler den Fremden auf so manche Figur in dem Bilde aufmerksam, suchte zu erklären und Beweis zu führen, warum Dies und Jenes so aufgefaßt und dergleichen mehr.

Immer noch schwieg der Fremde. Endlich griff

er in die Tasche seines schwarzfaltigen Mantels und holte ein zusammengeschlagenes Blatt Papier hervor. Habt Ihr, begann der Fremde, vielleicht im Original das Bild, wovon Eure Hand hier den Kupferstich geliefert?

Der Künstler entfaltete das Blatt, welches die Unterschrift enthielt: „Der kranke Graf von Archambeau erwürgt seinen Sohn.“

Der Stich, begann Aldegrevers, ist von meiner Hand. Ein Bild in Oel ist nicht davon vorhanden. Ich machte mir eine Skizze auf Papier und danach führte ich den Stich aus.

— Also nach Eurer Erfindung? Keine Copie?

— Selbst geschaffen, von mir erfunden und ausgeführt.

— Ist die Zeichnung auf Papier noch in Euerem Besitz?

— Nicht mehr! Ein Freund der Kunst, ein feiner, vornehmer Kenner nahm sie mit ins Baierland.

Der Fremde knirschte hörbar mit den Zähnen, unterdrückte jedoch seinen Zorn und fragte dann: ob er nicht die Kupferplatte kaufen könne?

— Bedauere! ließ sich der Künstler vernehmen, daß ich Eurem Wunsch nicht willfahren kann.

...t kann...
11

Solche habe ich bereits für 300 Gulden nach Nürnberg verkauft.

— Für dreihundert Gulden verkauft die Ehre eines altadlichen Geschlechts. Einen Schimpf in die Welt geschickt, der . . .

— Was sagt Ihr da? rief entrüstet der Maler. Einen Schimpf? nehmt das Wort zurück, wer Ihr auch immer sein möget.

— Ein Vater seinen Sohn erwürgt . . .

— Es steht hier: der kranke Graf . . .

— Krank oder nicht, der Name Archambeau erinnert an einen Mörder. Ihr habt der Sage Dauer gegeben durch Euern Griffel.

— Ist vollkommene Wahrheit. Wo die Phantasie nicht ausreicht, greift der Künstler und Dichter in die Geschichte. Malerei ist eine stumme Poesie, ihr ergab ich mich, als ich die Skizze entwarf.

— Dieses Recht habt Ihr Euch genommen. Dazu bedurfte es der Einwilligung der Familie.

— Herr! entgegnete ihm der Künstler, die Geschichte fragt nicht nach Consens und Geleitsbrief. Ich habe mich eines Rechtes bedient im Namen der hohen, heiligen Kunst.

— Verschafft mir die Kupferplatte.

— Zu welchem Zweck?

— Zur Vernichtung für ewige Zeiten.

— Nie und nimmer, zumal bei solchem Gebahren.

— Schafft mir die Platte, kreischte der Fremdling, indem er mit dem Fuße aufstampfte und mit der Faust an den Knauf seines Schwertes griff. Schafft mir die Platte, daß ich die Schmach vertilgen kann, die Ihr dem Hause der Archambeau angethan.

Mit diesen Worten drang er auf den Künstler ein, dessen Söhnlein erschrocken durch die Thür herbeigeeilt und jetzt wie zum Schutz den Vater umklammerte.

— Erdrosselt, schrie der fremde Mann, hat der Graf sein Kind im Wahnsinn, der nicht von ihm weichen will, da er seine That im Bild gesehen. Einen Fluch hat er über Euer Haupt geschleudert, den keine Ewigkeit von Euch nimmt. Euch diesen Fluch zu bringen, ist meine Sendung. Der Wahnsinn, der jenen Vater ergriff, er äze sich in Euer Gehirn, daß die Raserei hohe Jagd hält bei Tage wie bei Nacht. Zu Geierklauen werde die Hand, so das Bild geschaffen, bis sie dereinst auch hier

Euer Kind erwürgt und Ihr jammernd dasteht an der Leiche!

— Haltet ein! haltet ein! rief der Knabe, indem er sich vor dem fremden Mann auf die Knie warf und flehend die Hände emporhielt. — Die Donnerrede seiner Worte aber raste fort wie ein Bergstrom. Er hob beide Arme in die Höhe, wiederholte einen Fluch und stürzte dann durch die Thür, die er so gewaltig ins Schloß warf, daß das Gemälde, die „Bilderstürmer," von der Staffelei herab und dröhnend zur Erde fiel.

Kaum seiner bewußt, wankte der Maler in seinen Sessel, während sein Sohn Erwin sich über ihn hinwegbeugte und seine Hand umfaßte. Ihr zittert, Vater! begann der Knabe, sagt, was ist geschehen, was habt Ihr dem Mann angethan, daß er so bös und wild?

Der Vater schwieg lange Zeit. Als er sich erholt, nahm er das Kind bei der Hand und sprach: Erwin! auch Du wirst dereinst ein Maler werden. Ich bitte Dich, werde kein Historienmaler; vergreife Dich nicht an der Geschichte und den Thaten der Menschen. Undankbarkeit ist ihr Lohn. Streife hinaus in die Natur, male friedliche Landschaften, schaff' der Welt ruhige Genüsse.

Willst Du aber zu Deinen Studien einst Leidenschaft und Aufregung, willst Du einen Menschen malen, in dessen Adern jeder Tropfen Blut aus dem Quell des Bösen stammt, so copire aus der Erinnerung den Leib und das Antlitz jenes Fremdlings, der so eben unser Haus verlassen.

— Ja, lieber Vater! dieß Gesicht wird in meiner Erinnerung fortleben, bis ich sterbe. Ach! wäre ich jetzt nur nicht so bewegt, ich zeichnete Dir gleich sein Gesicht auf das Papier.

— Laß davon ab, mein Kind! sprach ernst der Vater. Der Himmel gebe, daß dieß Antlitz nie wieder vor meine Augen trete — —

Der Fremde aus Flandern war in seiner Aufregung zum Thor hinausgeschritten. Nicht achtend der Fußgänger, welche ihm begegneten, lenkte er hastig seine Schritte einem einzelnstehenden Hause zu, das an der Heerstraße stand, in dem manchmal ein Wandrer einkehrte, um einen Trunk Dünnbier zu sich zu nehmen. Von dem nahen Gebüsch jagte ihm der rauhe Herbstwind die gelben Blätter ins Gesicht, weshalb er den Mantel fester um seine Schultern zog.

Kaum noch funfzig Schritt von dem Hause blieb er plötzlich stehen; auf einer alten Steinbank

saß eine kräftige Männergestalt mit krausem Bart und wetterverbranntem Antlitz. Der Blick war düster zur Erde gerichtet; mit einem kräftigen Knotenstock in der Hand schien der Mann Figuren in den Sand zu zeichnen. Als er den stattlichen fremden Herrn vor sich sah, blickte er auf, ohne sonst aber Höflichkeit, oder Demuth erkennen zu lassen.

Dieser Kopf, dieses Antlitz mit der hohen Stirn und dem Bart, begann der Fremde, das ist ja leibhaftig das Portrait in der Gruppe der Bilderstürmer, die ich so eben im Malstübchen da drinnen bei dem Westphalen gesehen. — Guter Freund! rief er jetzt laut, wie kommt Ihr zu dem Maler Aldegrevers?

— Wie man dazu kommt! entgegnete ihm der Mann. Hätte es auch nicht geglaubt, daß ich auf meine alten Tage mir ein paar Spitzgröschlein damit verdienen soll, einem Maler still zu sitzen, daß er meinen Kopf abmalt. Weiß überhaupt nicht, was die Maler an meinem Schädel haben, schon in Antwerpen und Münster mußt ich einmal um eine Kanne Wein einem Zeichner still halten.

— Ihr seid, wie es scheint, viel in der Welt herumgekommen.

— Ja, das weiß der Himmel. Hat mir aber nimmer glücken wollen. Ich hab' Dienst unter verschiedenen Kriegsvölkern gethan, das Glück hat mir aber immer den Rücken zugekehrt.

— Wo habt Ihr Euch zuletzt aufgehalten?

— Im Herzogthum Geldern und der Grafschaft Zütphen. Jetzt bin ich seit einem Jahre wieder in Soest, wo ich gedenke, irgend einmal eine Stelle zu erhalten, damit ich Ruhe gewinne.

— Kommt und erzählt mir weiter; doch aber nicht hier; kommt dort in das Haus; einen Trunk Wein werdet Ihr nicht verschmähen.

Beide gingen in das Haus, wo der Wirth gar fleißig den Zapfen rühren mußte. Der Fremde zahlte gleich mit klingender Münze und da gar bald mehre Männer einkehrten, lud er solche an den Tisch, um im Trinken ihm Bescheid zu thun.

An Ablehnung seines Begehrs war nicht zu denken und der Wein wurde jetzt aus zinnernen Kannen getrunken, deren Deckel lärmend auf- und niederklappten.

Der Fremde musterte seine Gesellschaft und hatte bald erfahren, daß der Mann mit dem küh-

nen fanatischen Antlitz den Namen Rohahn führe. Gar bald lenkte er das Gespräch auf den Maler Aldegrevers und fragte Rohahn, ob er auch wisse, zu welchem Zweck er dem Maler habe sitzen müssen?

Der Gefragte hatte nicht das mindeste Arg und meinte, es wäre wohl zu des Künstlers Studium geschehen. Der Fremde lachte höhnisch bei dieser Rede und erklärte jetzt mit aller Beredtsamkeit, daß man bald mit Fingern auf Rohahn zeigen und in ihm eine Rebellion wittern werde.

Alle horchten mit gespannter Aufmerksamkeit. Es giebt, begann der Fremde, im Lande Schreiber und Redner, die entweder mit der Feder, oder durch das Wort Haß und Unfrieden zu erregen wissen. An diese reihen sich jetzt die Maler. Was dort die Feder, ist hier der Pinsel und der Griffel. Ein solcher Aufrührer ist Aldegrevers zu Soest.

— Das kann nicht sein, Ihr irrt Euch! erklangen mehre Stimmen aus der Runde. Aldegrevers malt meist nur biblische Geschichten.

— Jawohl! nahm Rohahn das Wort, habe sie vielfach gesehen: Christus am Kreuz, den barmherzigen Samariter und ... die Verkündigung, setzte ein Anderer hinzu, die Verkündigung, Joseph

mit seinen Brüdern und die drei Jünglinge im Feuerofen.

— Alles wahr, begann der Fremde, der jetzt wohl sah, daß seine Umgebung aus guten Katholiken bestand. Er hat die Geburt Christi gemalt, zugleich aber auch mit besonderer Vorliebe die Portraits von Martin Luther und Philipp Melanchthon, die er später in Kupfer gestochen und tausendfältig durch den Druck in alle Welt verbreitet. Glaubt mir, Aldegrevers hegt nicht nur ketzerische Gesinnungen, nein! in seinen Farben predigt er auch Aufruhr und hier, diesen braven Mann, unsern Freund Rohahn, hat er vor aller Welt zu einem Rebellen gestempelt.

— Mich? rief mit erhobener Stimme Rohahn. Beim heiligen Januarius! wenn dies der Fall, dann wehe ihm und seinem Hause.

— Durch Hinterlist, begann der Fremde weiter, hat er sich das Portrait verschafft. Das Vorgeben, diesen Kopf als Studie zu benutzen, ist eitel Trug und Lüge, denn ich weiß, was ich vor einigen Stunden mit meinen Augen gesehen.

— Was habt Ihr gesehen? erklang es in der Runde.

— Ein großes Gemälde von Aldegrevers

Hand. Es stellt die Bilderstürmer dar. Gar viele der Figuren sind jetzt lebende Bürger zu Soest und der Hauptrebell, ähnlich, daß ihn die Kinder erkennen, ist hier dieser brave Mann, ist Rohahn.

Unter den Versammelten entstand jetzt eine allgemeine Aufregung. Das Feuer war angeschürt, in welches der Fremde durch die Macht seiner Rede, so zu sagen, Oel hineingoß. Der Haß gegen den Maler zu Soest ergriff Raum in jeglicher Brust. Man war überzeugt, daß er es mit der Gegenpartei der Irrlehrer halte und die Stadt Gefahr laufe, als ein Ort des Aufruhrs erkannt und dann mit schweren Strafen von Kaiser und Papst heimgesucht zu werden.

Rohahn tobte von fanatischer Wuth ergriffen, zumal der Wein noch die Köpfe erhitzt. Schon dunkelte der Abend und einstimmig ward beschlossen, das Haus des Malers zu überfallen, die Kupferplatten, vor Allem aber das Gemälde, die Bilderstürmer, zu zerstören und zu vernichten.

Während der Wirth hinausging, um einen Kienspahn anzuzünden, der in einer Mauernische zur Beleuchtung diente, erhob sich der Fremde unbemerkt von seinem Sitz und stahl sich aus der

Runde der wüsten Gesellen, die er zur Rache gegen den Künstler entflammt.

Gar bald war er in seinem Gasthause angelangt, wo seine Diener wegen des langen Außenbleibens ihres Herrn schon in Besorgniß geriethen, da er bekanntlich Geld und werthvolle Ringe an sich trug.

Der Same des Unfriedens, den er ausgestreut, war keineswegs auf steinigen, unfruchtbaren Acker gefallen. Nach Verlauf einer Stunde drang ein wüstes Schreien an sein Ohr. Er öffnete langsam das mit runden Glasscheiben versehene Erkerfenster und sah hinab auf die dunkle Straße, welche durch Fackelschein erhellt wurde.

Besorgt liefen die Bürger des Städtchens zusammen und fragten sich, was geschehen, als ein wilder Troß empörten Volkes, angeführt von Rohahn, des Weges einherzog und sich laut in Verwünschungen gegen den Maler Aldegrevers erging. Viele aus dem Volke, welche die Buchdrucker- und Kupferstechkunst damals noch für eine Art Zauberei hielten, stimmten der Anklage gegen den Künstler bei, der immer ernst seines Weges gehe und Nichts von dem Treiben der Welt wissen wolle.

Von Straße zu Straße wuchs der wilde Haufe, der sich jetzt nach dem Hause des Malers drängte und unter Toben die Pforte erbrach. Wie empörte Meereswellen wälzte sich das Volk nach und Aldegrevers wurde von Schreck erfaßt, als er den Rohahn in furchtbarer Aufregung an der Spitze von Rebellen erblickte. Noch wußte er nicht, was die Rotte im Sinne habe, er glaubte, es gelte das Leben seines Kindes, weshalb er hastig den Knaben ergriff und ihn an seine Brust emporraffte. Als er aber sah, wie die Thür zum Erdgeschoß mit Gewalt gesprengt wurde, als er bemerkte, wie man in sein Atelier drang, um sein Bild zu zerstören, um das Kind seines Geistes zu vernichten; da schrie er laut auf.

Schon war die Schaar unten mit Fackeln eingedrungen, schon hatte Rohahn mit nerviger Faust das Gemälde, die Bilderstürmer, erfaßt, um es hinauszutragen in den Hof, damit die Gluth der Flamme hineinschlage und es verzehre für immer, da kam der fromme Bruder Anselm durch den wilden Pöbelhaufen einhergestürzt, entriß dem Räuber das Gemälde und rief mit weithin schallender Stimme, indem er das Bild mit einem Crucifix beschirmte: Zurück, Ihr Frevler an der

Kunst und Gottheit zugleich. Fluch und Bann über das Haupt, welches wagt, hier Frevelhand an das Werk der Kunst zu legen.

Das von Fackelschein geröthete begeisterte Gesicht des Mönches, die erhobene Hand mit dem Schnitzbild des Erlösers am Kreuz, dies Alles wirkte so mächtig, daß die Empörer auf die Knie fielen und rings herum eine tiefe Stille eintrat. In diesem Augenblick ertönte die Sturmglocke, der Rath der Stadt ließ alle Bürger mit Ober- und Untergewehr zur Dämpfung des Aufruhrs entbieten. Von allen Seiten kamen die Bürger herbei und flüchtig zerstreute sich die Menge.

Aus dem Thor des Gasthofes, wo der Fremde Herberge genommen, ritten jetzt drei Reiter, tief in ihre Mäntel gehüllt. Gar bald erklang der eiserne, weithin schallende Hufschlag ihrer Rosse. Am Saum des Waldes aber stand ein Mann, dessen Feuerauge hinausstarrte in die Nacht, in dessen Brust noch der Aufruhr tobte und vergebens die Flamme des Grolls und der Rache zu dämpfen suchte. Fortleben! flüsterte er, fortleben soll ich als — Bilderstürmer, als — Kirchenräuber. Ich, der ich gedient in allen Ehren und treu an meiner Kirche gehangen zu aller Zeit. Durch

seine Kunst, die dem Himmel dienen soll, hat er mich geführt auf den Weg der Hölle. Fluch über die Stunde, wo ich ihm arglos saß zu dem Bilde; ich brachte ihm Ehrlichkeit und Vertrauen und er an mir eine Dieberei. Wohlan! das Kind seines Geistes ihm zu rauben und zu vernichten ist mir nicht gelungen, das Andere soll mir nicht entgehen, das Kind — seines Leibes.

Er verlor sich tiefer in den Wald. Die Nacht verschwand und drinnen im Städtchen die Besorgniß. Auch im Gemüth des Malers war es ruhig geworden. Er gab Bruder Anselm dankend die Hand, daß er das Bild an jenem stürmischen Abend gerettet. Und — fügte er hinzu, wenn sie mir auch Alles geraubt, was man Kunst nennt, mein Kind, mein Erwin, mein letzter Trost wäre mir geblieben. Ja, sollte ich auch einmal ungekannt und ungenannt von der Erde scheiden, sein Name, des bin ich überzeugt, wird dereinst den meinigen wieder aus der Gruft beschwören; neben dem Sohne wird der Vater fortleben.

In diesem Glauben beharrte sein Künstlergemüth; ein ächter Künstler ist stets auch ein guter Mensch und dem Guten ist der Himmel hold. Doch, wer greift der ewigen Vorsehung in

die Arme, wenn sie Anders beschlossen, als wir armseligen Menschen es in unserer Einfalt denken?

Erwin, des Vaters letzter Trost, er der Ueberlebende von fünf Geschwistern, am zwölften Jahrstage seines Lebens sollte er dem Engel mit der umgekehrten Todesfackel begegnen.

Drei Tage nach dem Aufruhr, wo man des Malers Meisterwerk, die Bilderstürmer vernichten wollte, spielte der Knabe Erwin im Garten des Hauses. Doch bald des Spielens müde, lenkte er seine Schritte nach der alten verfallenen Gartenmauer um sich einige Blumen zu pflücken, die er dann abzeichnen und ausmalen wollte, mit gar schönen, bunten Farben. Da, als er einige Blumen gepflückt und solche mit kindlichem Gemüth sinnig betrachtete, in diesem Augenblick stürzte er zur Erde nieder.

Bewußtlos, eine Todtenblume in der Hand, getroffen von dem schweren Bolzen einer Armbrust, der eine seiner Schläfe getroffen und ihm noch zu Füßen lag, wurde der Knabe aufgefunden.

Ach! es giebt der Thränen so viele in der Welt. Ein Auge nur war frei davon, das Auge des Vaters — es dunkelte, es wollte sich schließen bei dem grauenvollen, herzzerreißenden Anblick.

Des Vaters letzter Trost, er war dahin und mit ihm die Kunst, die er geliebt wie sein Kind. Der Zeuge seines Schmerzes war der fromme Mönch. Noch Ein Bild wollte er malen, das letzte in seinem Leben, das Antlitz seines todten Kindes. Schon hatte er die Farben auf der Palette aufgetragen, da aber fielen ihm die langenthaltenen Thränen hinein. Er legte das Werkzeug bei Seite, denn ein größerer, gewaltiger Künstler, der Schmerz übernahm jetzt das Amt und grub ihm die Züge des vielgeliebten Kindes erinnernd in's Herz, wo es stand, geätzt von Thränen, für alle Zeiten.

Den Mörder des Kindes hat man nicht ausfindig gemacht, jegliche Spur war verschwunden, vielleicht — weiß ihn der Leser.

Der alte Künstler trug seinen Schmerz nicht lange mehr mit sich herum. Nach zwei Jahren öffnete sich mit Beginn des Frühlings für ihn auch da die Gruft, wo die Seinigen ruhten und für die Ewigkeit gesäet wird. Er ging ein in das Paradies, dessen Freuden er hier geahnt. Das Bild Erwins vermochte Aldegrevers nicht zu vollenden.

Der gefundene Neffe.

Unweit der Abtei Chelles kehrte zu Zeiten oftmals Heinrich der Dritte, König von Frankreich ein, wenn er des Jagens in den Wäldern müde war. Hier im Schlosse zu Maubeuge herrschte nicht selten mehre Tage hinter einander das regste Leben. Viele Edelleute aus Paris und der Umgegend schwelgten an der Tafel des Gastgebers, indeß sich Gesang und Lautenklang vernehmen ließ. Die trefflichsten Speisen, die ausgewähltesten Weine wurden hier in reichen Gefäßen aufgetischt und das Auge der Dienerschaft war wach zu jeglicher Minute, um jeden Wunsch der Gäste zu erfüllen, die hier so manche Sorge des Lebens vergaßen. In früheren Jahren bemerkte man hier auch den Connetable von Montmorency, der in der Schlacht bei St. Denis erschossen wurde, so wie auch den wackern d'Andelot.

Die Stürme der Hugenotten waren vorüber, der Geist der Eintracht versammelte die Besseren des Landes, unter welchen sich denn auch der Che=

valier de Cheumont befand, genannt der alte Commandeur.

Dieser Cheumont, bereits über funfzig Jahre alt, war ein Mann biedern Charakters und hatte Verdienste, die Jedermann zu würdigen wußte. Munter und wohlauf ging er einher, ja, er spielte trotz seiner Jahre nicht selten die Rolle eines Jünglings, suchte sie wenigstens darzustellen, was kein Geheimniß blieb.

Wir wollen gleich in die Geschichte eindringen damit die Frage über das „Warum?“ gelöst wird.

Der alte Commandeur besaß eine liebenswürdige Nichte, in welche er zum Sterben verliebt war. Es war dieß kein Wunder, denn Louise d'Humiers besaß Schönheit, Geist und eine romantische Laune. Kurz mit allen Gaben, die das Weib zieren, vereinigte sie Talente besonderer Art. Louise d'Humieres liebte die Jagd, sie tummelte ihr Roß, sie konnte sogar mit Geschick die Klinge führen. Ohne das sanfte Wesen der Weiblichkeit zu verletzen, hatte ihre Keckheit, belebt von der Frische ihres Geistes, dennoch etwas höchst Anmuthiges, zumal wenn sie als Mann verkleidet auf die Jagd ging und so die Gelegenheit zu manch pikantem Abenteuer ergriff.

Eine solche Verwandelung, ein solches Gebehren schmeichelte den alten Commandeur ganz besonders und mit wahrer Wonne hing sein Auge an der Gestalt, die sein ganzes ich umfaßte.

So war denn wieder einmal eine Jagd herangekommen, woran Louise Theil nahm und zwar — in Männertracht. Der alte Commandeur ihr natürlich immer zur Seite.

Auf dieser Jagd begegnete ihr der König und war von ihrer Haltung entzückt, obgleich er sie nicht in der Nähe sah.

— Wer ist jener Reiter fragte Heinrich.

— Sire! mein Neffe! stotterte der Commandeur.

Nach Beendigung der Jagd verlangte der König den Alten zu sprechen, der sich denn höchlichst beeilte, dem hohen Befehl nachzukommen. Er war dem König bekannt, er stand in der Gunst dessen, dieß Alles fühlte er jetzt doppelt, er hatte jedenfalls einen freudigen Augenblick zu erwarten.

Kaum ließ sich der verliebte Onkel sehen, als Heinrich der Dritte auf ihn zuging. — Commandeur! redete er ihn huldvoll an, schon lange war es mein Wille etwas für ihre Familie zu thun; ich glaube der Augenblick ist gekommen. Stellen

Sie mir ihren Neffen vor, ich will ihn unter meiner Garde anstellen.

Aber das Gesicht des Alten! Der Schreck lähmte sein Sprache. Er stammelte einige Worte, über die er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Mit einer tiefen Verbeugung empfahl er sich, um — den Neffen aufzusuchen damit er sich — sonne — in der — königlichen Gunst.

So hatte es den Commandeur noch nicht vor den Augen geflimmert, als es jetzt geschah. Er sucht den Neffen, aber — Louise war schon von dannen geritten, war nach Hause geeilt.

— Gut! sprach der König. — In drei Tagen bin ich wieder hier, sorgen Sie, daß Ihr Neffe dann zur Stelle: Was ich versprochen, werde ich halten.

Der Commandeur empfahl sich abermals. Wie er auf sein Schloß gekommen, das wußte er selbst nicht, denn der Kopf war ihm ganz voll von dem, was er aus dem Munde des Königs vernommen. Er war erschrocken und nicht minder ist es jetzt seine Nichte, als der Onkel ihr von der Gnade des Königs erzählt.

Ein anderes Mädchen wäre hier vielleicht in Ohnmacht gefallen, dies aber lag nicht in Louisens

Natur. Sie sprang auf, umarmte den Commandeur und rief: Jetzt müssen wir darauf sinnen, wie wir uns hier aus der Schlinge ziehen. Jetzt Onkel, strengen Sie Ihren Scharfsinn an; ich will sehen, ob Sie ein Mittel finden, das mich befreit vom — Gardeoffizierdienst.

Da nahm der Alte plötzlich das muthwillige Mädchen bei der Hand, strich ihr die üppige Fülle ihrer brandschwarzen Locken aus dem Gesicht und zirpte: Louise! aus dieser Lage kann Dich nur Eines befreien. Du weißt, ich fechte nicht lange mit Worten herum. Mein Herz, meine Hand, Du kennst meine Gefühle! Louise! Dir bleibt nichts Anderes übrig als — den Onkel zu heirathen.

Das Mädchen lachte laut auf und sprach, indem sie den alten Commandeur abermals umarmte: Onkel: ich — heirathen! die Gesetze ...

— Alles in Ordnung! Alles besorgt! Sieh hier, diese Schrift; schon längst habe ich mir die Dispens aus Rom verschafft.

— Was? Dispens? — aus ... Rom? — Bei solchen schon getroffenen Anstalten klopfte doch Louisens Herz mehr als gewöhnlich. Was sie für einen Scherz gehalten, dies wurde jetzt Wahrheit. Sie verlor jedoch keineswegs den Muth, sie ließ

die Heiterkeit ihres Geistes walten und fing jetzt den verliebten Onkel an zu foppen, wie und auf welche Art er es anfangen wolle, dem König in drei Tagen gerecht zu werden. Ha! das ist Eure Sorge! ich sage mich los von dem Neffen, ich spiele hier keine Comödie mit; den Knoten zu lösen dies ist jetzt Ihre Sache.

Eine Umarmung, ein Kuß und — Louise entfloh auf ihr Zimmer.

Da stand denn der alte Commandeur da, die Situation bedenkend. Er belog den König, der ihm abermals Beweise seiner Huld und Gnade geben will. — Er hat zu seinem allergnädigsten Herrn gesagt, daß dies sein Neffe sei. — Jetzt sah er ein, daß die Liebe ihm gänzlich den Kopf verrückt habe. Auf seine alten Tage dem Könige eine Lüge — er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, grübelnd, sinnend, wie er sich aus der fatalen Lage herauswickele. — In drei Tagen, murmelte er — ist der König wieder hier. — Louise muß versteckt bleiben, er darf sie weder als Neffe, noch als Nichte kennen lernen.

Unter tausend Aengsten lief der alte Commandeur im Zimmer herum. Ihm ist zu Muthe, als wenn die Zeit mit Riesenfittigen dahineilt und schon der Augen-

blick naht, wo der König vor ihm steht und den Neffen sehen will. — Ha! dem alten Soldaten wird es ganz bang um's Herz. Eine solche Unruhe empfand er nicht, als er vor zwanzig Jahren Calais mit erobern half und beim Sturme auf Rouen seine Scharfschützen anführte. Der Mann, der in der Belagerung von Metz den Truppen Kaiser Karls widerstand; der Mann, der schon unter Heinrich II. mit dabei war, als Boulogne weggenommen wurde, er zittert jetzt vor der Stunde in welcher Heinrich der Dritte seinen Neffen sehen will.

Da erhebt er seine Hände und ruft: Himmel, gieb mir einen Neffen, der Anstand und kriegerische Haltung hat, sonst bin ich verloren! Verloren die ritterliche Ehre eines Chaumont, dessen Ahnen schon unter Ludwig dem Heiligen mit gen Tunis zogen.

In dem Augenblick als er dies sprach, brachte ein Diener den schweren silbernen Leuchter mit den brennenden Kerzen. Da auch ward es Licht in dem ritterlichen Haupt des alten Commandeurs, den eifersüchtige Vorsicht in eine so unangenehme Lage versetzte.

Er erinnert sich, daß in dem sechs Stunden

von seinem Schloß entfernten Kloster sich zwei seiner Verwandten befinden, um sich dort dem geistlichen Stand zu widmen. Ein paar junge untadelhafte Männer, denen er mit Willen bis jetzt weniger Aufmerksamkeit geschenkt, damit er sie entfernt halte von Louisen.

Aber jetzt drängt die Nothwendigkeit, er muß einen Neffen zur Stelle schaffen und sollte es ihm eine Summe Geldes kosten. Wie nun aber zu vermeiden, daß die jungen Leute nicht etwa in Liebe zu Louise entbrennen? Seine Verwandten, schon früher schmucke Bürschchen, sollen in Kraft und Schöne herangewachsen sein.

Doch hinweg mit diesen trüben Gedanken: die Beiden haben schon so halb und halb der Welt entsagt. — Einer muß freilich umkehren, um wo möglich Offizier zu werden und dies gleich an dem Tag, wo mir die Gnade wird, ihn den König vorzustellen. — So ziehe ich mich aus der Schlinge, so wird es gehen.

Noch in selbiger Stunde schickte er einen Wagen ab, dessen Lenker ein Brieflein an die Verwandten überbrachte. Eine freundliche Einladung auf sein Schloß, die Schlichtung einer Angelegenheit, die persönliches Erscheinen dringend nothwen-

dig mache. Der Plan ist gut, murrte der alte Commandeur, hütete sich aber, dem Mädchen davon eine Mittheilung zu machen, ja, er hätte die liebenswürdige Nichte während der nächstfolgenden Tage lieber hinter Schloß und Riegel bannen mögen.

Nach langer Zeit hatte der alte verliebte Commandeur einmal wieder eine recht unruhige Nacht. Der König, der seinen Neffen sehen wollte, drängte sich unaufhörlich in seine Träume. Auf der andern Seite erschienen ihm dann die beiden Seminaristen, wovon der Eine gar keine klösterlichen Gedanken zu hegen schien. Im Hintergrund stand die liebliche Nichte, die nach seiner einmal gefaßten Idee durchaus die Erwählte seines Herzens sein sollte.

Der Morgen brach an und mit ihm neue Sorge. Es galt, die Nichte auf den Besuch vorzubereiten. Nach dem ersten Gruß rückte der Commandeur damit heraus. Louise jubelte und klatschte in die Hände, als sie hörte, was im Werke sei.

Da muß ich, rief sie aus, mich festlich zum Empfang schmücken. — Schmücken? rief besorgt der Onkel. Kind! wo denkst du hin. Irdischer Tand vermag Nichts in den Augen die hinwegblicken von der sündigen Erde, um aufzuschauen



nach der ewigen Gnade und Barmherzigkeit des Himmels.

Ach! der alte Commandeur hätte jetzt gern den Feldprediger gespielt, wenn die Worte nur so recht vom Herzen gekommen wären.

Vergeblich, sein Nichtchen hätte ihn auch nicht weiter reden lassen. Der kleine Schelm schmiegte sich innig an ihn an und wollte ihm dann so recht aus der Freude ihres Herzens einen Kuß geben, als helles Gewieher von Pferden sie hinweg und an das Fenster zog.

Die Kutsche fuhr in den Hof ein, deren Raum die zwei Verwandten inne hatten. Louise wollte die Treppe hinabeilen, um sie zu empfangen, dies aber ließ der Alte nicht zu, dies Amt — übernahm er selbst.

Voller Erwartung blickte Louise nach der Thür. Lautjubelnd trat der Commandeur mit den so sehnlich erwarteten Gästen ein, denn er hatte sogleich nach der Begrüßung ihre Gestalt einer Musterung unterworfen. Herrlich! prächtig! murmelte er in der Stille für sich. Ihm war geholfen, jetzt konnte der König zu jeder Minute ankommen.

Angelo und Seraphin, wie die jungen Männer hießen, fanden sich denn bald in dem Schlosse hei-

misch und Louisen's Gegenwart streifte ihnen in der ersten Stunde den etwas klösterlichen Nimbus ab.

Nun aber galt es, ihnen den Zweck ihres Hierseins zu eröffnen. Der Commandeur machte keine Umschweife. — Wer schildert das Erstaunen der Beiden, als sie vernahmen, daß Einer von ihnen das klösterliche Gewand mit dem Kleid des Kriegers vertauschen sollte.

Es war ein kleiner Kampf, der sich endlich dahin wendete; daß Angelo mit an den Hof des Königs gehe, daß er den Klosterhallen entsage und sich dem Mars widme.

Der Commandeur war voller Freude. Jedes Wort aus Angelo's Mund belebte den Glanz seiner Augen, denn Angelo meinte, er wäre mehr zum Krieger als zum Priester geboren.

Louise aber hatte ihn nur zu bald durchschaut. Worte, Worte, aber wenn es dereinst zur That käme, würden sich die Dinge wohl anders gestalten. Sein ganzes Wesen war überdies, wie sich den andern Tag zeigte, von einer Trägheit eingenommen, die sich wohl für das Schlaraffenleben, aber nicht zur Zierde eines Mannes eigne, der den Degen führen soll.

Hingegen besaß Seraphin Adel, Kraft und



Feuer, und wenn er dem schönen, geistreichen Mädchen gegenüber stand, da fühlte er ein Etwas in seinem Herzen, das alle seine Nerven zittern machte. Er senkte sein Auge und schien zu träumen von den stillen Gängen seines Klosters, über die sich der steinerne Schwibbogen wölbte. Dann aber sprang er wieder empor, als wenn er Reue fühle, daß er dem Angelo bei der Wahl eines andern Standes den Vorrang gelassen.

Dies alles entging nicht dem feinen Blick des Mädchens, ja sie findet es jetzt pikant, daß ein Wettstreit beginne und — noch mehr, der Commandeur hat seine Anträge ernstlich erneuert, es gilt jetzt, für sich einen Mann zu gewinnen, der sie von dem alten Onkel befreit.

Was sie gedacht, empfunden, das wird ohne Säumen ins Werk gesetzt. Mit all ihrer Liebenswürdigkeit, mit so vielen anmuthigen Koketterien verfolgt sie jetzt Seraphin, der mit Begierde jedem ihrer Worte lauscht. Jeden Ton ihres Mundes, jede leise Deutung hält er für ein Orakel, eine Weissagung.

Louise weiß den Contrast von Klosterleben und männlicher Thatkraft so hervorzuheben, daß Sera-

phin schon den Gedanken an eine Zurückkehr in die fromme Stätte langsam schwinden ließ.

— O, rief Louise d'Humieres mit einer Begeisterung, die ihr das Blut in die Wangen trieb und den Glanz ihrer Augen sprühen ließ, welch' hohe herrliche Güter sind der Ruhm und die Liebe. Während in den Klostermauern Körper und Geist dahinsiecht, stählt sich auf dem Feld der Thaten die Kraft des Mannes zur göttlichen Gewalt. Das Kloster verbannt die Liebe, zerreißt die Bande der Natur; frei geht der Krieger durch die Welt und wenn er heimkehrt schlägt ihm das Herz der treuen Gattin und der geliebten Kinder entgegen. An Klostermauern windet sich melancholischer Epheu in düsterer Einsamkeit empor, frei aber in Gottes Natur grünt der Lorbeer, den sich mit dem Schwert in der Hand der Krieger losbricht in der Sonne des Sieges, daß er prange um seine Stirn, daß er schmücke sein Haupt, dem Gedanken entspringen, welche hineinbrausen in die volle fluthende Menschheit und Zeit wie Ewigkeit umschlingen. Was ist ein Klostergewand gegen den goldgestickten Kriegsmantel, aus dessen Falten der Odem der Freiheit weht! Was ist die Tonsur gegen das sammetne Barett, von dem stolz die

Reiherfeder herniederwogt und die Agraffe glänzt wie das Licht der Sonne. Was ist das Horaläuten gegen den hellen Klang der silbernen Trompeten; Knieen auf den kalten Steine, während der Krieger sich auf sein stolzes Roß schwingt, von dem er herabgrüßt nach seinem Liebchen und dann hinausstürmt, wo die Fahne seines Königs glorreich über seinem Haupte weht. O, warum ließ mich Natur ein Weib werden, um nicht theilhaftig zu werden dieser Seligkeit. Zu schwelgen in der Ehre der Waffen, zu schützen den Bedrängten, zu rächen die gekränkte Unschuld. In jedem Fahnenschaft eine Welt voll Mark, in jedem Knauf des Schwertes eine Kraft zur Rettung eines Vaterlandes, das ist das Hohe und Göttliche dieser Welt, wonach zu ringen die Wege offen sind für Jeglichen, dem noch ein Funke der Begeisterung für Gott, König und Vaterland im Busen glüht.

Ergriffen von diesen Worten, riß sich Seraphin die Brust auf, warf sein klösterliches Gewand von sich stürzte auf das Knie und schwur, sich in den Dienst des Königs zu begeben, schwur: nur die zu lieben, die in ihm angefacht das Feuer der Begeisterung zur brausenden hellauflodernden Flamme.

In diesem Augenblicke ward die Thür geöffnet,

durch welche Angelo hereintrat, über dessen Arm ein sammetner mit Gold gestickter Waffenrock hing. In der einen Hand prangte ein mit einer Feder geschmücktes Barett, während die andere Hand das prachtvoll glänzende, mit reichem Wehrgeheng verzierte Schwert umfaßte. Dies war ein Geschenk des Commandeurs, an dem sich Angelo nur so erfreute, wie ein Knabe an einer Trommel oder an einem hölzernen Säbel.

Als dies Seraphin sah, stürzte er auf Angelo zu und sprach: Mein, mein sind die Waffen und kein Andrer soll sie tragen.

Angelo weigerte sich, ihm die Attribute eines Standes auszuliefern, dem er sich morgen ergeben werde, einem Stande, dessen Aeußeres nur Reiz für ihn hatte, denn Muth und Begeisterung war ihm fremd.

Da aber entriß ihm Seraphin das Schwert und rief mit erhobener Stimme: Nur hier an dieser Hüfte ist seine Stelle, nur hier, diese Hand soll es umfassen und schwingen für das Vaterland, für den Ruhm und meine Liebe.

Angelo wollte sich eben im Gefühl seiner eigenen Schwäche durch die Thür zurückziehen, als der alte Commandeur eintrat und mit Erstaunen

hörte, wie jetzt so plötzlich die Rollen gewechselt. Noch hätte er gezweifelt wenn sich Seraphin nicht auch noch mit Ungestüm des Baretts und des Waffenrockes bemächtigt hätte, welches Beides Angelo lässig in der Hand hielt, denn solch eine Umwandlung hatte er nicht erwartet.

— Ja, nur mein Herz soll unter diesem Rocke schlagen, rief Seraphin. Nur mein Haupt trage dies Barett, nur von meiner Hand werde dies Schwert gezogen zum Heil und der Wohlfahrt des Vaterlandes. Ja, Commandeur! von Ihrer Hand ist hier diese Waffe geweiht, ich schwöre: solche stets nur für die gerechte Sache zu schwingen, ich schwöre, so zu kämpfen, wie Sie es gethan unter den Mauern von Rochelle und an den heißen Tagen von Boulogne.

Eine Thräne der Freude im Auge des Alten war die Antwort. Begeistert riß er Seraphin an seine Brust und bekannte dann mit Stolz, daß der unsichtbare Geist der heldenmüthigen Ahnen ihn umschwebt und das junge Herz geschwellt zu solcher Begeisterung.

Louise jauchzte laut auf, denn — sie wußte es ja besser, sie wußte es, daß nur die heilige allwaltende Macht der Liebe jener große Geist war, der

diese Umwandelung hervorgebracht. Eine solche Sprache, eine solche Rede, dies war der Geist, der ihr ganzes Wesen und Denken jetzt dem Manne zulenkte, dem sie ihre heiße innige Liebe schenkte.

Am Arm des Commandeurs gingen sie jetzt in den Garten, der in seiner schönsten Blüthe prangte. Fernab, auf einer Ruhebank, hatte sich Angelo niedergelassen, er sah das Wasser fließen und hatte jeglichen Gedanken an das Waffenleben aufgegeben das ihn früher oder später doch einmal aus der behaglichen Ruhe reißen könnte, die er über Alles liebte.

Der Commandeur wandelte voller Freuden mit auf und ab, denn ein besserer Stellvertreter, meinte er, hätte sich nicht finden lassen. Morgen, murmelte er in seinen Bart, geht er mit dem König nach Hofe. Der andere verfügt sich ins Kloster zurück und — Louise, o, meine Hoffnung ist kein leerer Traum mehr; Louise — sie giebt mir das bindende Wort.

O, Commandeur! der du bei Rochelle gefochten und für Deine Thaten aus den Händen der Herzogin von Estampes eine Schärpe empfangen, hier an dieser Herzensfestung scheitert Dein Angriff, hier ist kein Sieg zu erwarten. Dieses Herz ist

kein leerer schlaffer Muskel, es ist durchweht von dem göttlichen Hauch der Liebe, es schlägt nicht blos für den einen Erwählten, es schlägt für die ganze Menschheit.

Nicht um eine Welt hätte man Seraphin wieder in das Kloster zurückgebracht, in dessen Mauern man dann zwei Leben begraben hätte. Unbeachtet vom alten Commandeur hatten sie sich ewige Treue geschworen, doch vorsichtig, damit der Oheim nicht ahne, was zuerst die Blicke und sich dann gegenseitig der Mund gelobt.

Mit Ungeduld sah Seraphin dem Augenblick entgegen, wo er dem König vorgestellt werde. Schon mit der Morgensonne stand er auf, um das ritterliche Costüm anzulegen, das ihn gar stattlich kleidete. Als ihn Louise erblickte, da sprang sie auf vor Freude wie ein Kind und eilte den Commandeur herbeizuholen. So freudig wie jetzt hatte sein Auge nie gestrahlt. Mit diesem Neffen mußte er beim König Ehre einlegen, das fühlte er nur zu gewiß.

Er täuschte sich keineswegs. Der König erschien wie er es versprochen, begleitet von einer großen Zahl seiner Ritter und Diener. Als die großen runden Jagdhörner zum Halt bliesen, da hallten

die Töne wie Siegesjubel in Seraphins Herz, und Louise hörte in ihnen eine Hymne der Befreiung.

Als man den Commandeur beim König vorgelassen, verneigte er sich und sprach: Sire! ich erfülle den Befehl, mein Neffe ist zur Stelle, damit er sich sonne in der Gnade königlicher Gunst.

Seraphin erschien. Der Eindruck auf den sonst so schwankenden und in seinen Entschlüssen unstäten König, war ein höchst günstiger. Der schwärmerische Blick aus Seraphin's Auge übte eine Anziehungskraft, die einen Wiederhall in den schmeichelhaften Worten des Königs fand. Mehre aus dem Gefolge des Herrschers betrachteten Seraphin schon als den erwählten Günstling und bewarben sich um seine Freundschaft.

Der alte Commandeur schwamm in diesem Augenblick wahrhaft in einem Meer voll Wonne. Nicht minder Seraphin, den nur vor Einem bange war, vor einem Ritt, wenn ihm vielleicht jetzt der König ein Roß zur Verfügung gestellt, denn in diesem Punkt hatte er im Kloster keine Studien gemacht, er würde sich hier vielleicht eine Blöße gegeben haben.

Zu seinem Glück äußerte der König, er möge

noch heute oder etliche Tage in der Nähe des geliebten Oheims verweilen, dann aber unverzüglich an den Hof kommen.

Der Commandeur lächelte bei diesen Worten, dachte aber in seinen Innern: daß er so bald wie möglich sich aus meinem Schlosse entfernt, dafür will ich schon Sorge tragen.

Der König brach mit seinem Gefolge auf. Hastig eilte Seraphin auf das Schloß, wo ihn Louise mit heißer Sehnsucht erwartete. Sie hatte bereits Kenntniß von allen was geschehen.

Berauscht von dem Glück, durchdrungen von unendlicher Freude, sich so trefflich aus der Schlinge gezogen zu haben, hatte der Commandeur keine Augen um zu sehen, was vorging. Er rief nach Angelo. Dieser hatte sich in der Stille entfernt. Der Aerger hatte ihn vielleicht wieder in sein Kloster zurückgetrieben. Darüber grollte der Commandeur keinesweges, denn sein ergrübelter Plan hatte ja einen so glücklichen Ausgang gefunden.

Was nun Seraphin betraf, so litt es ihn nicht mehr an dem Ort, wo es noch ein zweiter wagte, das Auge zu seiner Louise zu erheben, die er so unendlich liebte und ihr Treue geschworen bis hinaus über die Zeit alles irdischen Glückes.

Die Liebenden beschlossen: schnell zu handeln. Sie wollten dem Commandeur ihre Liebe entdecken, wollten bitten, wollten um seinen Segen flehen. Doch hinweg damit, das ist feig gehandelt, hier ist keine Romantik im Spiel, kein Abenteuer, kein Wagniß, wie es die Liebe verlangt und in den Zeiten der Troubadours Sitte war.

Eine Entführung, heimliche Flucht! dies ward von Beiden beschlossen und Louise drang mit Ungestüm zur Ausführung.

Es geschah. Als sich rings die Dunkelheit auf Flur und Wald gelegt, als herüber aus der Abtei zu Chelles das Glöcklein zum Abendgebet rief, dann ging es hinaus durch die hintere Pforte. Louise, in Amazonenkleidung, schlug mit der Gerte ihren Renner auf den schlanken Hals, daß er sich hoch aufbäumte und der neue Ritter neben ihr, Mühe hatte sich im Sattel zu halten. — Kind, wir kommen ja vom Wege ab! keuchte Seraphin, als Louise ihr Roß zum Sprung über etliche Gruben antrieb und dem Walde zueilte. — Fort! rief sie, dort, nach dem Moor, wo die Irrlichter, wo die Ruinen der Burg aus König Childeri's Zeit. — Fort! man eilt uns nach! — Verrath! — Rache!

Die Pferde sausten im Galopp dahin, doch als sie so eine ziemliche Strecke vollbracht, da zog das Mädchen die Zügel an und rief: Halt! Die Pferde standen, sie bliesen die Rüstern auf, sie rauchten von dem Ritt, Seraphin schöpfte Athem und als er zu sich gekommen, lachte Louise laut auf. Genug des Spiels, sprach sie, jetzt weiß ich, wie Entführung ist, ich weiß, wie Einem zu Muthe bei solchen Abenteuer. Die Gluth der Leidenschaft, die Phantasie, die Liebe, sie haben ihren Zoll, jetzt aber auch dem Verstande sein Recht. — Auf! umgelenkt! ich halte es für gerathener, dem Oheim Alles zu bekennen, ich will nicht undankbar vor seinen Augen erscheinen.

Seraphin, dem eine Entführung als ehemaligen Klosterzögling, gerade auch nicht angenehm war, stimmte ein und — so ging es wieder zurück nach dem Schloß, wo Louise dem alten Commandeur zu seinem nicht geringen Schreck Seraphin als den Erwählten ihres Herzens vorstellte. Mit all ihrer Liebenswürdigkeit hing sie sich an die Brust des Oheims und sprach, seine schwache Seite kennend: Commandeur! der du dereinst bei Rochelle und Metz mit Ruhm gefochten, Oheim! dessen Bild für alle Zeit mit tiefster Verehrung im Grunde

meines Herzens steht, verlange von mir Alles, Alles nur nicht die Liebe, die einzig und allein nur mein Seraphin besitzt. Wir wollten fliehen, wollten scheiden ohne Deinen Segen. Nein! nein! dieser Sünde waren wir nicht fähig bei dem Gedanken an Dich, der Du mir stets ein treuer liebender Vater warst.

Beide fielen an seine Brust und Louise küßte den Commandeur, der bei Rochelle gefochten, so herzlich, so innig, daß er vor Rührung keines Wortes mächtig war.

Was wollte er jetzt thun, er der Mann mit dem grauen Haupt, als er das in Jugendschöne prangende Paar vor sich sah? — Er legte schweigend, doch mit wohlwollenden Blicken ihre Hände in einander, und die Uhr des Schlosses, welche jetzt zum Schlag aushob, verkündigte eine der glücklichsten Stunden die im Flug der Zeit über die altersgrauen Zimmer hinwegzogen.

Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frau sucht.

Friedrich der Große sagte einst: Wenn ich eine böse Provinz zu bestrafen hätte, würde ich sie durch einen Philosophen regieren lassen."

Ein solcher Philosoph, ein Bücherwurm erster Sorte war der Doctor Medardus. Obgleich erst des Alters achtundzwanzig Jahre, hatte er den Freuden dieser Welt entsagt, obgleich er solche eigentlich nie genossen, sondern immer entfernt gestanden, ein zweiter Petrus am Kohlfeuer.

Philosophie, Mathematik und Sprachstudien, dies war sein Steckenpferd. Das Studierzimmer war seine Welt, was sich außer derselben ereignete, machte ihm wenig zu schaffen, insofern es nicht Bezug auf seine Wissenschaft hatte. Die Studierlampe war seine Freudensonne, bei deren Strahlen er alle Weltluft einsaugte und die sich oft erst nach Mitternacht verfinsterte. Was dem Kleiderschrank abging, das ersetzte der Bücherschrank in vollem Maaße,

dessen Fundament durch alte schweinslederne Folianten, Gewicht erhielt.

Der Doctor Medardus war sonst ein ganz netter Mann, hübsch gewachsen und ein recht leidliches Antlitz, welches lange rabenschwarze Locken umwogten. Sein Auge war fähig so manches Mädchenherz zu entzünden, aber dies kam ihm nie in den Sinn, es war nur in die Bücher gerichtet und wo möglich in recht alte vergilbte Blätter. Theater, Concert oder sonstige Vergnügungsorte besuchte er nie; sein einziger Gang war Mittwochs und Sonnabends auf die öffentliche Bibliothek und vielleicht zur Zeit der Dämmerung einmal der einsame Weg vor dem Thor, der Philosophengang genannt. Auf solch einem Spaziergang gukte er grade hinaus in die Welt und achtete nicht auf diejenigen, so ihm begegneten. Sein Aufenthalt in der freien Luft währte auch nie lange, denn es trieb ihn heim in das Studierzimmer. Angethan im Schlafrock und dicken Filzschuhen, saß er da, der gelehrte Criticus und dachte nach über allerhand curieuse Dubia und Fragen aus der Historia, Politica, Literaria, ingleichen aus der Geographie, Philologie und Moralité.

Er war, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, in allen Studiis versiret und mit Recht hätte man

ihn, wie einst den Erasmus von Rotterdam eine „gelehrte Bestie“ nennen können.

So weit der Sohn, der in unserer Geschichte hier eine Hauptrolle spielen soll, zu der noch eine wichtige Person gehört, dies ist der Vater; denn die Mutter war schon seit fünf Jahren in das Reich der Seligen eingegangen.

Also der Vater. Um solchen zu beschreiben und gleich so zu characterisiren, müßte ich eigentlich meine Feder in Champagner tauchen. Er war durch und durch das Gegenstück, der Antipode von seinem Fleisch und Blut. Trotz der funfzig Jährchen und der grauen Löckchen war Herr Medardus sen. ein Lebemann vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Motto waren die Worte aus Klingemanns Faust: „Genießen will ich, glühend heiß genießen, und nimmer welken soll mir der Genuß.“ Ein Weinchen! ein Weinchen! wo solches herausperlte aus der Flasche, da rief er: „Hier laßt uns Hütten bauen!“ Fröhliche Gesellschaft, das war sein Element und von dem alten Spruch: die Nacht ist keines Menschen Freund, wollte er durchaus Nichts wissen. Nein! der Hausschlüssel war sein treuer Gefährte zu aller Zeit, im Club war er der Erste wie der Letzte. Sein rundes

freundliches Gesicht war der in Fleisch und Blut übergegangene Frohsinn, ja, der Mann war trotz seiner Jahre so ein kleiner Roué, so ein durch den Storchschnabel gezeichneter Don Juan.

Während sein Sohn seine Zeit auf die lateinischen und griechischen Patres und Autores anwendete, studierte der Alte die Speisezettel und machte sich vertraut mit Duc de Montebello, Mont-Chandon, Renaudin und Bollinger, die er mit Sillery mousseux, sowie den Herren van der Becken und Madame Cliquot gründlich studiert.

Daß dereinst ein gewisser Zimmermann ein Buch über die Einsamkeit geschrieben, davon hatte er keine Kenntniß. Leben! leben wollte er und dies so recht freudig im Kreise gleichgesinnter froher Menschen. In früherer Zeit hatte seine Selige ihm wohl etwas die Zügel gehalten, aber jetzt, ein Wittwer in den besten Jahren, wie er es nannte, wer wollte ihm da hemmend in den Weg treten? Er that ja sonst nichts Unrechtes, er spendete den Dürftigen, manch armer Schelm mußte mit ihm ein Glas Wein trinken und wenn er fröhlich war, dann sollten es alle Menschen mit ihm sein.

Dies ist der Vater. Nun steht aber noch Einer im Hintergrund, der da sagt: Ich sei, ge-



währt mir die Bitte, in Eurem Bunde der Dritte. Dies ist der alte Diener Jacob. Nehmt kurze schwarze Kniehosen, lange graue Strümpfe und Schuhe, eine geblümte Weste, ein weißes Halstuch nebst langem Rock, und steckt einen alten mit grauen Haaren versehenen Diener aus einem Iffland'schen Familiengemälde hinein, so habt Ihr den Jacob.

Er war ebensolange Zeit im Hause, als wie der dreißigjährige Krieg gedauert. Er hatte den Herrn Doctor aus der Taufe heben, ihn in die Schule und auf die Universität gehen sehen. Er bediente den Sohn, er bediente den Papa und diesen oft in Momenten, wo er mehr als sonst der Handleistung bedurfte. Zu gewissen Dingen in Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten konnte Jacob seinen Senf dazu geben, dazu hatte ihn die Zeit und seine gute Aufführung berechtigt. Sonst war er schweigsam bis auf die bei ihm stereotyp gewordene Redensart: „Na, man zu! ich habe Nichts dawider!"

Die Personalbeschreibung ist fertig, die Comödie kann beginnen und gleich damit, daß Jacob so früh gegen neun Uhr dem Herrn Doctor den Kaffee auf sein Studierzimmer bringt.

Der Philosoph lag über den Werken des Erasmus, wie solche von neuem Anno 1703 zu Leyden in zehn Tomis in Folio herausgekommen. Als Jacob das Kaffeebret zwischen Hugo Grotius und den Plinius gesetzt und die Buttersemmel auf Thomas von Aquino gestellt, wollte er langsam wieder hinausgehen. Da aber rief ihm schnell der Doctor zu: „Jacob! sag einmal, wann ist denn mein Vater diese Nacht nach Hause gekommen?"

Jacob räusperte sich und sprach langgedehnt, „J — nun, es konnte wohl so um Mitternacht sein."

„Jacob! die Wahrheit!"

„Nun ja! es — es war so gegen, ich habe nicht so recht nach der Uhr gesehen, aber — Eins hatte es wohl geschlagen."

„Jacob! Du willst mit der Wahrheit hinterm Berge halten. Willst Du auf Dein altes in Ehren ergrautes Haupt eine Lüge wälzen? Gesteh es mir, oder ..."

„Ach, mein guter Herr Doctor! Da Sie es denn wissen wollen, ich — sollte zwar nichts sagen, aber" — hier sah er nach der Stubenthür und rief — „es war halb drei Uhr!"

Ehe sich der Doctor von dem Schreck erholen



konnte, den ihm diese Nachricht verursacht, war Jacob entflohen. „Nein! ists möglich!" rief der Sohn, „mein Vater! ein Nachtschwärmer! nach Hause gekommen halb drei Uhr! das ist unerhört, das ist wider alle Moral!"

Obgleich dem Doctor ein ganz gehöriges Phlegma verliehen war und sein ganzes Wesen eine tiefe philosophische Ruhe beherrschte, so brachte ihn das fröhliche Thun und Treiben seines Vaters doch ein wenig in Wallung.

Er faßte sich jedoch bald und trank aus der blaugeblümten alten Porcellaintasse seinen Morgenkaffee. Im Begriff, sich wieder in die alten Folianten zu versenken, bereits die politischen und moralischen Discourse über den Lucanum in der Hand, bringt Jacob dem Herrn Doctor ein Papier, ein kleines Notchen.

„Was ist das? Bezahlung der drei Bouzymänner Lambry, Schulz und Wageneur." — Der Ueberbringer dieser Rechnung mußte hereinkommen, wo sich denn erklärte, daß darunter drei Flaschen Champagner zu verstehen waren.

„Ich — ein Doctor der Weltweisheit Champagner trinken? die Flasche zwei Thaler! Mensch, guter Freund, das muß ein Irrthum sein. Ich,

eine solche Zeche, die schon zwei Jahr im Buche steht."

Es gab Erörterungen, der Philosoph wollte Nichts davon wissen, als er noch einmal den Namen Medardus las und dann mit gedämpfter Stimme ausrief: „dieß muß jedenfalls mein Vater sein!"

Ohne weiter zu sprechen, ging er nach seinem Schreibtisch, zog da ein Schächtelchen mit Geld heraus und bezahlte die sechs Thaler, worüber in aller Form quittirt werden mußte.

Der Bote aus dem Weinkeller empfahl sich. Seufzend setzte sich der Doctor wieder an den Tisch und dachte darüber nach, wie viel Bücher er für dies Geld hätte zum Heil seiner Bibliothek anschaffen können. Etwas mürrisch legte er die herbeigeholten Schriften bei Seite. Er falzte einen Bogen Papier und beschloß in einer Abhandlung die Anschuldigung Geßners zu widerlegen, daß Theophrastus Paracelsus einen Spiritum familiarem gehabt.

Kaum hatte er einige Zeilen geschrieben, als es außen mit heller Stimme erklang: „Brüderle fein, Brüderle fein! mußt mir ja nicht ... Guten Morg'n! guten Morg'n!" — Heidi! der Vater im

bunten Schlafrock und Negligée-Höschen, das Bummelmützchen mit der rothen Trobdel auf dem Haupt, kam singend herein. „Guten Morg'n mein Sohn! schon wieder über den Büchern! Himmel, mir ist bange, daß Du Dich einmal überstudierst."

„Besser am Büchertisch als am — Vater! was hab' ich gehört! In dieser Nacht erst halb drei Uhr nach Hause gekommen."

„Haha!" lachte der lebenslustige Papa; „Du hast Dir wohl einen Chronometer angeschafft, der auf die Secunde geht. Junge! ich bitte Dich, willst Du mir die Stunden zumessen, wie der Beleuchtungs-Inspector den Bierwirthen das Gaslicht? Fidel! nicht den Murrkopf gespielt, denn der Mensch lebt ja nur einmal auf der Welt. Freu' Dich doch, daß Du noch einen Vater hast, der so auf dem Zeuge ist."

„Aber halb drei Uhr! Die Gabe des Bachus noch so tief in der Nacht. — Auf Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes, sagt schon Pythagoras und ..."

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! sagt der Wandsbecker Bote," fiel ihm der Vater in die Rede.

„Und auch in der Champagne," entgegnete ihm

der gelehrte Herr Sohn, „dies kann ich schwarz auf weiß bezeugen. Vater! vor einer Viertelstunde habe ich Ihre Ehre eingelös't an einem Orte, wo Ihnen wahrscheinlich das Gedächtniß untreu geworden. Hier, lesen Sie."

Er überreichte ihm die Quittung über die drei Flaschen Champagner. — „Was? bezahlt?" jauchzte der Papa. „Daran erkenne ich meinen Sohn. Komm her, laß Dich umarmen, laß Dich drücken an mein väterliches Herz. Bezahlt! bezahlt! daran erkenne ich meine Pappenheimer!

Voller Freude umarmte der Alte seinen Sohn und rief: „Heinrich! fahr so fort, Du bist auf einem guten Wege, wo Dir Heil und Segen erblühen wird. Der Kinder Segen baut den Aeltern Häuser; baue fort an dem Hause, drei, vier, fünf Gestock, wenn es fertig ist, will ich hinauf klettern aufs Dach und ausrufen in alle Welt: Seht her, das ist mein Sohn, der Magister."

„Schweigt, lieber Vater! Alles recht schön, aber bedenkt, nach Hause gekommen des Nachts halb drei Uhr."

„Kann das Vaterherz einen Kreis verlassen, wo vom Ruhm und der Gelehrsamkeit des Sohnes die Rede? Von Dir und Deinem Wissen wurde

gesprochen, auf Dein Wohl wurde manch Glas geleert und da sollte ich mich hinwegschleichen? O, so kann nur Einer sprechen, der niemals verheirathet war und der Welt Nichts hinterlassen."

„Der Thebanische Feldherr Epaminondas," entgegnete ihm der Doctor, „war auch nicht verheirathet, er aber hinterließ der Welt den Sieg bei Leuktra, der noch heute in der Nachwelt ruhmvoll fortlebt."

„Ach, was Nachwelt, was Ruhm. Leben für seine Zeit, leben für die Gegenwart, das ist Leben. Ruhm! ich bitte Dich, was thue ich mit dem Nachruhm, damit füttere ich keinen Sperling. Darum hinweg mit jeglichem Spleen, komm her und gieb mir einen Kuß, Du alte lateinische Seele, Du Bücherwurm."

Mit diesen Worten umarmte der lebensfrohe Alte seinen Sohn und sprach dann vertraulich: „aber, Heinrich, jetzt noch Eins."

„Ich weiß. Sie denken ich zürne über das so späte Außenbleiben. Nein! der Mensch hat schwache Stunden . . ."

„Hast Recht! sehr schwache."

„Es giebt Augenblicke . . ."

„Wo man der Thorheit näher ist als sonst."

„Deshalb, Vater, keinen Groll. Ich verzeihe Ihnen von Herzen."

„Tausend Dank! bester bravster Sohn. Alles recht schön, aber — wir sind eigentlich vom Wege abgekommen; ich — hatte etwas Anderes auf dem Herzen. Der Mensch . . ."

„Ist vergänglich wie Gras."

„Sehr richtig bemerkt. Aber nicht der Mensch allein, auch — das Geld. — Heinrich, Herzenssohn! Du bist heute bei Casse, was ich leider von mir nicht sagen kann."

„Vater! was muß ich hören?"

„Die Wahrheit, weiter Nichts. Ich sag' Dir, ich hab mich ausgegeben. Also, Heinrich, leih mir bis zum Ersten nächsten Monates zehn Thälerchen."

„Zehn — Thaler!" rief der Doctor, indem er die Arme emporstreckte, wie ein paar Windmühlenflügel.

„Thälerchen! Thälerchen!" säuselte Papachen und drückte ihm schon dankend die Hände, welche nach der Schublade griffen.

„Hurrah! zwei Fünfthalerscheine in Papier gewickelt." Der Lebemann drehte sich auf seinem gestickten Pantoffel und wollte den äußerst braven

Sohn noch mit einem Kuß belohnen, als Jacob eintrat und den Herrn Polizeicommissär anmeldete.

„Poli—“ schrie der Alte und schneller wie ein Reh flüchtete er ins Nebenzimmer, während der Mann der Ordnung und der Gesetze schon die Schwelle überschritt.

Mit den Worten: „Mein Herr! was führt Sie zu mir?“ ging ihm der Doctor entgegen.

Der Commissär räusperte sich und sprach: „Thut mir leid, daß eine Angelegenheit mich zu Ihnen führt, die eigentlich nicht erfreulicher Art ist. In Anbetracht ihrer Stellung und sonstiger zeitherigen guten Vernehmung vor der Hand nur ein kleiner mündlicher Verweis.“

„Ich bin erstaunt! reden Sie.“

„Verstellen Sie sich nicht, Herr Doctor! Wir wissen, eine fröhliche Weinlaune, inmitten lustiger Gesellschaft. Aber Störung der nächtlichen Ruhe.“

„Ich, Störer der nächtlichen Ruhe, der ich Schlag eilf Uhr ins Bette gegangen?“

„Ja, ja! das Abenteuer mit dem Nachtwächter kurz nach zwei Uhr. Man hat Ihren Namen rufen hören, als es auf die Flucht ging.“

„Herr! sagen Sie, ich hätte wie Ulysses den

Polyphem mit einem glühenden Zaunspfahl verwundet, aber ich einen Nachtwächter..."

„Keine Ausflüchte, man hat Ihren Namen genannt."

„Meinen Namen! das ..." hier stimmte er seinen Ton herab und murmelte für sich, „das — muß mein Vater gewesen sein."

Der Polizeicommissär empfahl sich mit der Hoffnung, daß so Etwas nie wieder vorfallen werde.

Die Ballen der Hände an die Augen gedrückt, stand der Doctor der Philosophie mitten im Zimmer und rief wie Carl Moor: „O ewiges Chaos! mein Vater einen Nachtwächter gepr....."

In selbigem Augenblick kam der Papa und rief: „ein Späschen, ein Schabernack, hahaha! und der Verdacht auf Dich, mein Goldsohn."

Der Goldsohn nahm aber jetzt eine sehr eiserne Haltung an. Mit großen Schritten ging er im Zimmer auf und ab und rief: „Vater! Sie streifen von sich ab die Convenienz, es muß auf ein Mittel gedacht werden; Vater, Sie verwildern, Vater, Sie müssen wieder heirathen!"

Nun aber jetzt. Der joviale Papa Medardus wollte sich vor Lachen so zu sagen ausschütten.

„Heirathen! wieder heirathen?“ — Er konnte sich gar nicht mäßigen, dann sprach er zu seinem Sohne: „Ja! ich will, ich werde heirathen, aber nur unter Einer Bedingung.“

„Und diese ist?“

„Daß Du mir eine Frau aussuchst, daß Du für mich auf die Brautschau gehst.“

„Es sei!“ rief der Doctor nach kurzer Ueberlegung.

„Topp! schlag ein! — Wann?“

„Noch heute!“

Der Doctor hatte sein Wort gegeben, es zu lösen traf er die nöthigen Vorrichtungen. In der That, ein schweres Werk, denn Bekanntschaft mit Damen war seine schwächste Seite.

Sinnend ging er im Zimmer auf und ab, die Frage: „Wohin? wo soll ich anklopfen?“ sie hatte sich seiner ganzen Seele bemächtigt. Endlich aber, dem Himmel sei Dank, ward es Licht in seinem Innern, alle Zweifel stoben von hinnen. Er erinnerte sich der Madame Reinhold, einer Wittwe, die mit ihrer Nichte in der Vorstadt wohnte und eigentlich wenig mit der Welt verkehrte.

Die Nichte, Caroline Wacker, war ein Mädchen, so ihre 25 Jährchen zählte. Schon mehr-

fach hatte sich Gelegenheit zu einer Parthie geboten, Caroline war aber zu vernünftig, um einen Schritt zu thun, der späterhin gar leicht der Reue anheim fallen konnte.

Der Doctor hatte Eintritt im Hause der Madame Reinhold, hatte aber von dieser Freiheit wohl seit zwei Jahren nicht Gebrauch gemacht.

Heute beschloß er seine Schritte dahin zu lenken um — für seinen Vater zu werben.

Wahrscheinlich denkt nun so Mancher: Aha! der Doctor hat für seinen Papa die Wittwe in den Augen. Falsch gedacht. Er kannte den Geschmack seines Vaters, er wollte ihm etwas recht Hübsches zukommen lassen, er — wollte bei Fräulein Caroline Wacker anfragen.

Rock und Hut sind sauber ausgebürstet, der Doctor legt eine weiße Weste an, er holt die weißen Handschuh hervor, die seit seiner Promotion unberührt im Wäschschrank gelegen.

Jetzt ist er fertig. Schicksal, gehe Deinen Gang. — Papa Medardus, der bis jetzt das Ganze für einen Scherz gehalten, sah ihn gehen. „Haha!" rief er aus, „ich glaube gar, mein Heinrich macht Ernst und geht für mich auf die Brautschau. Der Sohn für den Vater, verkehrte Welt im wahren

Sinne des Wortes. Geduld," setzte er hinzu, „ehe Er an das Ziel kommt, da können wohl noch einige Jährchen ins Land gehen. — Wahrhaftig, sechs Flaschen Wein wollte ich zum Besten geben, wenn ich den Weiberfeind so in der Stille bei der Werbung beobachten könnte. Junge! Junge! wenn es Dein Ernst ist, dann wähle mir aber etwas Propres, denn im Punkt der Frauen bin ich ebenfalls ein Feinschmecker."

„Jacob! — Anziehen! Hut und Stock. — Wenn Jemand nach mir fragen sollte, ich glaube vor Abend, hörst Du, vor Abend werde ich nicht wiederkommen."

„Na, man zu! ich habe Nichts dawider!" murmelte der Alte und leistete die gewöhnlichen Dienste. Trällernd steckte Papa Medardus Geld, Schnupftabaksdose und Cigarren ein und wandelte in den Club, wo er sich denn bald in der Mitte lustiger und lebensfroher Complicen befand.

Und der Doctor? Herzklopfend hatte er die Schwelle des Hauses von Madame Reinhold überschritten. Freudig hatte man ihn aufgenommen und sich des so seltenen ehrenwerthen Besuches gerühmt. Die Unterhaltung war Anfangs etwas sehr gelehrter Natur, wozu der Doctor freilich den

Anlaß gab. Bald aber ging man auf das Leben in der Gegenwart über, wo die frische Conversation der sehr verständigen aber ungemein heitern Caroline jeglichem Gegenstand der Unterhaltung Leben und Bewegung einzuhauchen verstand.

Herausgerissen aus seiner Traum- und Bücherwelt, saß der Doctor der Jungfrau gegenüber, die seine Stiefmutter werden sollte. Schon mehrmals versuchte er auf das Capitel zu kommen, was die Ursach seines Besuches war, und nicht wollte ihm das große Werk gelingen.

Da legte sich eine angefangene Stickerei ins Mittel, welche einen Amor bildete. Jetzt klammerte sich der Doctor an den Faden der Zephirwolle, dieser mußte ihn ins Schlepptau nehmen, um einzufahren in den Hafen seiner Wünsche.

In der Göttergeschichte war er zu Hause, da war er so zu sagen bombenfest. Nebenbei bemerkend, daß Amor das Söhnchen des Mars und der Venus sei und eine Löwin zur Amme gehabt, ging er auf die Gewalt der Liebe über und dies gleich mit einer solchen Hitze, daß die Tante Reinhold nebst Nichte Caroline augenblicklich merken mußten, daß hier eine Absicht zu Grunde liege, die auf ein

Verhältniß hindeute, wobei zuletzt Gott Hymen auch ein Wörtchen hinein zu reden habe.

„Ja!“ begann er weiter, „ich habe da neulich erst Hippels Buch über die Ehe gelesen und des Trefflichen so viel darin gefunden. Die Ehe, sie bewahrt vor so mancher Thorheit.“

Ein Wort gab jetzt das Andere, wo sich Carolinens Geist und Wesen in aller Liebenswürdigkeit entfaltete. Für den Doctor wurde zwar die Sache immer schwieriger, da bis jetzt nur immer von der Liebe in frischer Jugendzeit die Rede war und sein Vater doch schon ein Funfziger war. Er berührte diesen Punkt und deutete darauf hin, wo denn Caroline die schöne Ninon de l'Enclos erwähnte, diese Großmutter der Grazien, die noch in ihrem achtzigsten Jahre Jünglinge bethört habe.

Ach, der glückliche Doctor, das Mädchen — seine zukünftige Stiefmutter — führte ihn jetzt selbst in die Bahn, nach welcher er im Labyrinth der Rede herumgetappt.

„Sie haben ganz Recht verehrtes Fräulein,“ ließ er sich weiter vernehmen. „Nicht die Jugend, es giebt Beispiele genug, wo Männer im vorgerückten Alter, ja sogar im Greisenalter noch Eroberungen gemacht.

„Wie! im Greisenalter? lächelte Caroline.

„Ja, zum Beispiel ein gewisser Pompejus, der sich den römischen Damen so angenehm zu machen wußte, daß ihn Julia und Cornelia mit aller Leidenschaftlichkeit liebten, als er bereits sechzig Jährchen auf dem Rücken hatte."

„Nun, das ist wirklich viel!" ließ sich Madame Reinhold vernehmen, dieser Mann muß aber jedenfalls noch große Spuren von Schönheit an sich getragen haben."

„Leicht möglich!" fiel ihr der Doctor in die Rede. „Es giebt aber auch Beispiele, wo dies durchaus nicht der Fall war. Da ist ein Philosoph aus dem sechzehnten Jahrhundert, Namens Niphus, dieser Mann war häßlich, verstand aber die Kunst zu gefallen in einem so seltenen Grade, daß er im siebenzigsten Lebensjahre glückliche Liebschaften unterhielt, sich als einen der besten Tänzer bewährte und ein schönes Mädchen mit Namen Angella als Gattin heimführte."

„An diesen Geschichten, Herr Doctor!" sagte Caroline, „hege ich gar keinen Zweifel. Ich glaube einmal von Voltaire die Worte gelesen zu haben: „das Weib gefällt sich mehr in der Außerordentlichkeit, als in der Schönheit eines Mannes." So

liebte ja auch die Sultane Valide Carl den Zwölften blos durch die Erzählung, die ihr von seinen seltsamen Thaten gemacht wurde. Sie nannte ihn ihren Löwen."

Ach! welchen Respect bekam jetzt der Doctor vor den Mädchen, die aus fremden Büchern Citate losließ und in der Geschichte Bescheid wußte. Sie gab zu, daß ein Mann von hohen Jahren noch Eroberungen machen könne, er war des Sieges für seinen Vater gewiß und beeilte sich nun, noch eine Menge Schriften über die Ehe anzuführen und dem ehelichen Leben eine Lobrede zu halten.

„Alles recht schön! bester Herr Doctor!" nahm Caroline wiederum das Wort. „Sie haben Recht, wir haben viele Schriften über die Ehe, aber wenig gute und glückliche Ehen. Sie sind Philosoph und die Ehe gehört unstreitig zu den würdigsten Gegenständen philosophischer Forschung."

„Da stimme ich Ihnen, mein Fräulein, ganz bei. Die Ehe bedingt eine große Frage. Hume, in seiner Allegorie Love and marriage, nennt sie die Wiedervereinigung der in zwei Leiber geschiedenen Seele und ein anderer Schriftsteller einen „Pasch im Würfelspiel der Liebe."

„Wenn es nicht zu gelehrt herauskommt,"

sprach Caroline, „so will ich auch noch den Shakespeare citiren. Wissen Sie, was der große Britte von der Ehe sagt?“

„Shakespeare? Nein! säumen Sie nicht, was sagt der große Britte, der Romeo und Julie geschrieben?“

„Er sagt: Freien, heirathen und bereuen ist wie ein schottischer Tanz, eine Menuet und eine Polonaise. Die erste Bewerbung geht hitzig und schnell wie der schottische Tanz und eben so schwärmerisch; das Heirathen selbst geht ganz manierlich, sittsam wie eine Menuet, voll Würde und Anstand; dann kommt die Reue und fällt mit ihren Beinen in die Polonaise, immer schwerer und schwerer, bis sie in ihr Grab sinkt.“

Doctor Medardus war ganz erstaunt, was er hier von Shakespeare hörte, ihm ging über diesen Schriftsteller ein ganz neues Licht auf. Aber die Werbung für seinen Vater, er vergaß ja ganz die Absicht, die ihn in das Haus geführt, hier, wo ihm so freundlicher Empfang zu Theil geworden. Sollte er aber so zu sagen mit der Thür ins Haus fallen? Er liebte seinen Vater von Grund der Seele, aber hier den richtigen Treffer zu finden,

ohne sich selbst eine Blöße zu geben, das war jetzt die Frage ohne Fragezeichen.

Caroline nebst der Tante merkten wohl, daß er sich gern frei und ungebunden bewegt hätte, wenn nicht der Doctor, der Philosoph, der Bücherwurm ihm noch gar zu sehr im Kragen gesteckt.

Vertraut mit dem Weltleben, ergriff Madame Reinhold wiederum das Wort, da sie wohl merkte, daß dies angeregte Thema für den Herrn Doctor besonderes Interesse habe. So klug und weise wieder hineingezogen in die Conversation, pries denn der Philosoph das häusliche und vorzüglich eheliche Leben mit außerordentlicher Beredsamkeit, zumal wenn er dem Fräulein Caroline Wacker ins Auge sah.

„O," begann dann Madame Reinhold, „Sie sprechen ja mit einer Begeisterung, als wenn Sie der Glücklichste unter den Vermählten wären, Sie, der Garçon von Primaqualität. Ich bin Wittwe und — kann aus Erfahrung sprechen. Das eheliche Leben hat mitunter auch seine Leiden und Mühseligkeiten, denn es ist ja ein menschliches, ein irdisches Leben. Vorzüglich ist dies der Fall, wenn Contraste eintreten."

„Contraste?" schrie der Doctor beinah laut

auf. Jetzt glaubte er sich verrathen, er war der festen Ueberzeugung, man merke, für wen er seine Worte anbringen wolle. „Schweig! schweig! damit Dich Niemand warnt!“ flüsterte er sich zu und war jetzt voller Aufmerksamkeit für die Rede der Madame Reinhold.

„Ja,“ ließ sich dieselbe vernehmen, „wenn Convenienz und äußere Verhältnisse, Leichtsinn und Launen das Band der Ehe knüpfen, dann hat der Ehestand keine angenehme Seite. Wo der freie Mann, das freie Mädchen munter und leicht einherschreiten, da schleppt dann der Züchtling seine Ketten hinter sich her. Ueberdruß lagert sich auf Beider Stirn. Bilder verscherzter Glückseligkeit, von der Einbildungskraft um so lebhafter ausgemalt, je unmöglicher es wird, sie zu erreichen. Herrliche reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne diese Ehe nicht realisirt worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeschmiedet durch unerträgliche Fesseln.“

Der Doctor wurde bei Anhörung dieser Worte ganz ernstlich gestimmt und gab den Vater schon halb verloren. Er zupfte an den Manschetten und wagte kaum aufzublicken.

„So ähnlich,“ — sprach Madame Reinhold weiter, „läßt sich schon Kotzebue in seinen Schriften vernehmen.“

„Jawohl! Kotzebue's Verzweiflung — Menschenhaß und Reue,“ fiel ihr der Doctor ins Wort, obgleich er von diesem Schriftsteller blutwenig gelesen, hingegen die alten lateinischen Lustspieldichter auswendig konnte.

„In einer solchen Ehe,“ sprach die alte Dame, „leiden die Menschen, wo sie sonst geduldet haben würden. Es mischt sich Bitterkeit in ihre Gespräche und Kälte in ihre Liebkosungen und so schleichen sie mit abgewandten Gesichtern und niederhangenden Köpfen mit einander durch's Leben, bis endlich Einer von Beiden sich schlafen legt. Dann hebt der Andere den Kopf freudig empor und athmet mit großen Zügen: Freiheit! Freiheit!“

Es war eine tiefe ernste Stille im Zimmer eingetreten. Es war ein Moment gleich dem, wo die letzten Schwingungen und Tonbebungen einer Glocke verhallen. In diesem Augenblicke erhob Caroline gleichsam wie ein versöhnender Schlußaccord ihre Stimme und sprach: „Wie ganz anders aber da, wo sich zwei liebende, gleichgestimmte Herzen getroffen, da hat der Ehestand keine un-

angenehme Seite. Da wandeln ein Paar gute Menschen Hand in Hand. Wo sie auf ihrem Wege Dornen finden, da räumen sie fleißig und fröhlich hinweg. Wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächern hindurch; wo ein Felsen zu erklimmen ist, da reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand, und wenn sie dann oben stehen am Ziele, dann trocknen sie sich den Schweiß von der Stirn. Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich sein würde, ist den Vereinigten ein Scherz. Freude und Schmerz kehren immer zugleich bei ihnen ein; nie beherbergt der Eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des Andern ist. Ein Lächeln auf Beider Wangen, oder Thränen in Beider Augen. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, so stehen sie Arm in Arm am Abend ihrer Tage unter den Blumen, die sie selbst pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann — ja — dann freilich, dann legt Einer zuerst sich schlafen und der ist der Glückliche; der Andere geht herum und weint, daß er noch nicht schlafen kann."

„Du, mein Gott! welch ein Mädchen, welch hohe herrliche Jungfrau!" lispelte der Doctor,

dem jetzt eine Thräne in den Wimpern zitterte. „Welch eine reizende Beschreibung des ehelichen Lebens, welch' Gefühl in dem einfachen Vortrag, der mehr zum Herzen spricht, als aller Kanzelpathos."

Es war dem Doctor zu Muthe, als hätte Leib und Seele eine Verwandlung ergriffen. Er sah ein, daß man doppelt mehr mit dem Blicke in die Welt lernen könne, als aus Büchern. Er fühlte bei dem Blick auf Caroline Wacker in seinem Herzen eine Regung, wie er solche noch nie verspürt.

Er wollte sich entfernen, da die Abendstunde zum Aufbruch mahnte, verschmähte es aber nicht, am traulichen Tisch auch eine Tasse Thee mit zu genießen, die, credenzt von Carolinens Hand, ihm wie Nectar und Ambrosia mundete. Begierig lauschte er auf jedes Wort, es ging munter und fröhlich zu, denn Madame Reinhold huldigte gern dem Scherz und der Freude, denn sie sah darin den Genius, der ihr das einsame Leben noch zu verschönern die Macht hatte.

Endlich schlug die Stunde, wo sich der Doctor entfernen mußte, wenn er nicht auch etwa wie sein Vater des Nachts halb drei Uhr nach Hause kom-

men wollte. Er bat sich von Madame Reinhold in wohlgewählten Worten die Erlaubniß aus, ihr Haus ehebaldigst wieder besuchen zu dürfen.

Und Carolinen — seiner künftigen Stiefmutter — ach! dieser stammelte er nur wenig Worte, in seinen Blicken aber lag eine Welt, die er noch bescheiden zu verbergen suchte.

Im Freien angelangt lüftete er seinen breitkrämpigen Hut, damit die Abendluft ein wenig seine Stirn kühle, die der Decke eines Vulkans glich. „Heinrich!“ murmelte er vor sich hin, „Heinrich, dies Mädchen da oben sollte Dein Vater — Dein Vater, der vergangene Nacht geschwärmt und den Nachtwächter — — nein! nimmermehr.“

Er blickte um sich, ob Niemand in der Nähe; als er sich allein sah, blickte er nach den Fenstern des Hauses empor und — warf ein Kußhändchen hinauf.

Caroline saß tiefsinnend vor ihrer Stickerei, worauf der angefangene Amor mit der Fackel. Dann aber sprang sie auf und eilte lächelnd zur Tante. Und was sprach Madame Reinhold?

„Caroline! wenn ich nicht irre, so ...“

„Nun?“

„So hat der Doctor ein Auge auf Dich!“

Ich glaub's auch.

* * *

Tiefsinnend stand Jacob im Studierzimmer des Doctors, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte: „Da steckt Etwas dahinter! Seit Jahren saß der Doctor Abends sieben Uhr hier im Studierzimmer über den Büchern und gestern war es halb zehn, ich sage halb zehn Uhr, als er zurückkehrte. Von Speisen war gar keine Rede. Als er sich ausgezogen, setzte er sich an das Clavier und fingerte erst so ein wenig darauf herum. Ich war schon gefaßt auf so eine alte ehrwürdige Choralmelodie, als: „Nun ruhen alle Wälder“ und dergleichen, da irrte ich mich aber gestern Abend ganz gewaltig. Was spielte er? Ich denke doch gleich, mich beißt der Affe, er spielte das Lied, was immer die Soldaten in der Caserne singen:

Jüngling, willst Du Dich verbinden,
O, so frage erst Dein Herz!

Als dies vorüber war, framte er in den alten Mozart'schen Noten herum und spielte dann: „Bei Männern, welche Liebe fühlen.“ — Sonst saß er um diese Zeit schon an drei bis vier Stunden hier

am Tisch und schrieb lateinisch oder griechisch, heute aber denkt er noch gar nicht ans Studieren. Na, man zu! ich habe Nichts dawider."

Der Doctor trat ins Zimmer, Jacob entfernte sich langsam. „Ich weiß nicht," begann der Philosoph, „mir däucht Alles wie ein Traum. Ich gehe in der Absicht aus, meinen Vater wieder zu verheirathen, damit er wieder ein geregeltes Leben führt, damit er keine unbesonnenen Streiche macht, während dessen passirt es mir fast selbst, einen Streich zu begehen, den ich am Ende selbst nicht gut heißen kann. — Doch, ist es nicht die Liebe? Ist es nicht ein ungestümer Drang, der mich ergriffen, ähnlich der Art, von dem schon Pythagoras erzählt. O Tollkühnheit, mich zum Brautwerber aufzuwerfen. Ich gebe mir Mühe Alles zu vergessen, ich wollte wieder zu meinen Büchern zurückkehren, es ist unmöglich, denn alle meine Gedanken sind bei der ehr- und achtbaren Jungfrau — Caroline Wacker."

„Tralla! tralla!" da trat der Vater wohlgemuth und singend ins Zimmer, ganz der Alte, heiter und lustig wie gestern, scherzend und vergnügt wie immer.

„Heinrich!" sprach der Papa, „wie stehts?

Erstatte mir Bericht von der Entdeckungsreise. Ich weiß, Du hast gestern die Segel flott gemacht, hast in meinem Interesse so einen kleinen Argonautenzug unternommen, um mir eine Braut zu holen. Heraus mit der Antwort, Du bist ein feiner Vocativus, Du wirst Deine Sache schon schlau angefangen haben. Haha! bei solcher Fürsprache, da ist mir gar nicht bange."

„Vater!" entgegnete ihm der Sohn, „halten Sie mich so flüchtigen Sinnes, gleich nach der ersten Seele zu greifen, die sich mir in den Weg stellt? Gut Ding will Weile haben. Ueberdies haben wir Monat Mai und da soll man nicht heirathen."

„Warum nicht? Ist der Mai nicht der Wonnemonat?"

„Nein! denn schon Ovid sagt dies in den Fastis, weil da die düstern Nachtgeister, Lemures genannt, herumschwärmen."

Ha! da lachte der Alte laut auf und rief: „Heinrich! halte Wort, löse Dein Versprechen, sonst spiele ich selbst den Nachtgeist fort und zwar in der rosenfarbigen Laune wie gestern, Du weißt schon."

„Einen Nachtgeist? Vater! ich bitte Sie, jetzt,

den Nachtgeist, wo ich für Sie eine Frau werben soll und von Ihrer Seite die größte Solidität von nöthen ist?"

„Ja, ja! bis ich wieder in den Ehestand hinein muß, will ich frei, will ich ungebunden sein. Heinrich, mach Anstalt und versäume keine Minute, sonst — stehe ich nicht dafür, daß ich so ein kleiner Leichtfuß werde."

„Vater! welche Worte!"

„Soll ich sie auf die Goldwage legen vor Dir, mein Goldsohn, mein Heinrich? Her! an meine Brust! einen Kuß, da —" und heidi! tänzelte er wohlgemuth wie ein Fisch im Wasser zur Thüre hinaus.

Der Doctor trocknete sich den Schweiß von der Stirn, durchlief das Zimmer und rief: „Nein! hat man nicht seine Noth mit dem Vater!"

In der That eine fatale Situation. Herkules am Scheidewege, stand der Doctor da und wußte jetzt für den Augenblick weder Rath noch That. „Soll ich" — sprach er zu sich selbst — „soll ich zurücktreten und ihm das holde Wesen zuführen, die mein ganzes Innere so mächtig bewegt? Das geht nicht, ich müßte ja sonst ein zweiter Don Carlos meine Mutter lieben, ich, ein Magister der

sieben freien Künste. Nein! nein! mag da kommen, was da will."

Um sich zu zerstreuen, wie er meinte, setzte sich der Doctor an den Tisch und schlug die alten Griechen und Römer auf. — Vergebens! wo Amor einzieht, wandert Minerva aus. Gestern im Haus der Madame Reinhold hatte er in einigen Stunden mehr gelernt, gedacht, gefühlt und empfunden, als in Monden über den vergilbten Blättern. Dies fühlte er nur zu klar.

Hinweg mit den alten Classikern, hinweg mit den mathematischen Figuren und den Geschichtsbüchern; er öffnete den Bücherschrank und holte sich ein Buch, das er seit langer Zeit nicht angesehen. Darin las er, es waren — Schillers Gedichte.

So kam der Mittag heran. Nach Tische zog er sich fein säuberlich an und sagte dem alten Diener Jacob, daß er vor der Dämmerung nicht zurückkehren werde. Als dies der Papa Medardus vernahm, entfiel ihm fast vor Lachen die Kaffeetasse. „O, der getreue Sohn," rief er aus, „da geht er wieder an seine Tantalus-Arbeit. Heinrich! sag mir, wie viel Stiefelsohlen wirst Du gebrauchen, ehe Du den Zweck erreichst. O armer

Ahasver! es fängt an zu regnen! Pluvius, aber nicht Hymen. Wandere, wandere! daß Du ein wirthlich Dach findest, denn — es kommt ein Platzregen."

Der Doctor saß längst im Trocknen. Wo? — Im Hause der Madame Reinhold.

Der alte Weltweise von Stagira sagt: daß alle Menschen von Natur eine Neigung zum Wissen haben. So strengte denn auf seine alten Tage der Jacob seinen Forschergeist an, was es wohl für eine Bewandniß mit dem Doctor habe, der jetzt das Studieren so zu sagen gänzlich an den Nagel gehangen.

„Mein Himmel! der Vater ist so ein mobiles Sausewindchen, sollte der Sohn in seine Fußtapfen treten? Es ist zwar nichts Unrechtes, denn die Leutchen haben ihr gutes Auskommen, es sind Renten da, aber so ein Umsturz, das will mir durchaus nicht in den Kopf. Ich glaube, der Herr Doctor wird am Ende Professor und muß da täglich so ein Bischen in Galla seine Besuche machen."

Ja, eine Professur in Amors Facultät. Der Doctor war bereits Assessor in einer gewissen Herzkammer und seinen Sitz immer fester zu begründen, war jetzt sein tägliches Streben. Etwas weniger

Blödigkeit und er wäre schon weiter. Auch in der Culturgeschichte des Menschen hatte er bereits Fortschritte gemacht, davon war der Friseur ein lebendiges Zeugniß, der jetzt des Morgens zum allgemeinen Erstaunen des alten Jacob ins Zimmer des Doctors kam und solchem das Haar frisirte. — „Na, man zu! ich habe Nichts dawider und wenn er dem Herrn Doctor eine Locke dreht, wie ein Hobelspahn."

Da klopfte es an die Thür. Jacob rief: „Herein!" — Leicht und gewandt erschien ein junger Mann mit einem großen Paquet. „Hier sind die bestellten Sachen aus dem Kleidermagazin." Verwunderungsvoll nahm Jacob die Sachen in Empfang, zu denen sich durch einen zweiten Ueberbringer auch noch ein Hut in neuester Façon gesellte.

Jacob musterte den neuen Frack, die Beinkleider nebst Weste; verfehlte auch nicht, seine Glossen über den neuen Hut zu machen. — „Aber," sprach er dann zu sich selbst, „was sollen denn diese Sachen hier auf dem Studierzimmer? Soviel ist gewiß, der Herr Doctor hat sie nicht bestellt, dies — kann nur der Vater sein."

Jacob trug Alles bedächtig in das Zimmer des alten Herrn Medardus, welcher noch sanft in den

Federn lag, denn — er war wieder etwas spät nach Hause gekommen. Zu welcher Stunde? Mit dieser Frage wollen wir den alten Jacob durchaus nicht in Verlegenheit bringen, es war ... so — gegen halb drei Uhr.

„Ich komme gleich! Wer da?" erklang die Stimme des Jacob, als er aus dem Zimmer zurückkehrte und einen Burschen an die Thüre klopfen hörte. „Was giebts denn?" —

„Hier sind die Journale, welche der Herr Doctor bestellt hat."

„Journale?"

„Ich hole sie morgen wieder ab, und bringe jeden Tag frische. — Adieu!"

„Jour — Journale!" flüsterte Jacob. „Na! das ist wieder etwas Neues. Sonst sah man hier nur solche lateinische und hebräische Schkartäken; aber jetzt Journale, wie vor dreißig Jahren, wo hier im Hause die „Fama" und der „Freimüthige" gelesen wurde. Da muß ich doch sehen, was dies für Blätter sind."

Er setzte sich in den Stuhl und las — mitunter buchstabirend folgendes: „Allgemeine Modenzeitung von Dr. Diezmann. — Doch weiter, was ist denn dies hier! — Zei — Zeitung für die elegante Welt.

Vorn auf der ersten Seite eine Geschichte: „Ein Sohn, der für seinen Vater eine Frau sucht.“ — Hurrah! hier will ich gleich ein Ohr hineinklemmen, damit der Herr Doctor diese Geschichte lies't und dann vielleicht auch für seinen Vater so ein wohlthätiges Werk stiftet. Ach! eine Frau, die könnten wir hier im Hause gebrauchen, damit endlich einmal wieder Ordnung einkehrte.“

„Jacob!“ erklang es aus dem Nebenzimmer und der Gerufene wollte eben hineineilen, da klang es „Jacob!“ von der andern Seite. Der Doctor kehrte zurück und sprach: „Schnell, Du mußt mir Etwas besorgen. Geh' augenblicklich zur Theater-Casse und hole mir drei Billets in eine Parterre-Loge.“

„Was! in die Comödie gehen?“ rief Jacob mit größter Verwunderung.

„Frage nicht länger und vollzieh den Auftrag, hier ist das Geld.“

Jacob flog von dannen, er holte Theater-Billets, er — hatte Nichts dawider. Kaum aber war sein Fuß über die Schwelle, als der Doctor emsig im Zimmer herumsuchte.

„Die Sachen müssen hier angekommen sein!“ rief er ungeduldig, „ich habe sie hergeschickt und

den Hut habe ich selbst ins Haus tragen sehen. Der neue Frack, die Beinkleider, die Weste und der Hut, der mich allein fünf Thaler kostet. Sollte vielleicht der Jacob .. " „Heidi, tralla, tralla!" da flog die Thüre auf und Papa Medardus in dem vollen Costüm nebst dem neuen Hut seinem Sohn in die Arme.

„Heinrich! Herzenssohn! tausend Dank! schau her! es paßt Alles wie angegossen. Sohn, Du hast alle meine Wünsche ..."

„Aber, Vater!"

„Ich sage Dir, prächtig! Haha! ich merke, Du bist am Ziel, Du hast gefunden, Du willst mich meiner Braut vorstellen."

„Vater! ein Fehlgriff ..."

„Ist bei diesem patenten Frack gar nicht möglich."

„Ein grober Irrthum ..."

„Ist bei diesem feinen Hut gar nicht denkbar."

„Vater, Sie irren sich, diese Sachen habe ich für mich gekauft."

„Späschen! Späschen!"

„Voller Ernst. Ich bitte Sie, geben Sie mir nur den Frack wieder, ich brauche ihn heute in Gesellschaft, ich brauche ihn ins Theater."

„Ins Theater! Heinrich, gieb mir einen Kuß, Du kehrst ins Leben, Du kehrst ins Menschenthum zurück. Alles, Alles will ich erfüllen, was Du verlangst, nur ...“

„Alles? Nun, es sei! So entbinden Sie mich einer Pflicht, die ich übernommen.“

„Dies wäre?“

„Die Zusage: Ihnen eine Frau zu verschaffen.“

„Nein! Heinrich! das geht nicht. Du hast Dein Wort gegeben und wirst es erfüllen. Schnell, so bald wie möglich, es ist Gefahr im Verzuge, denn ich bin heute Morgen erst wieder halb drei Uhr nach Hause gekommen.“

„Vater! wollen Sie mich tödten?“

„Ein Mördchen? im neuen Frack? fällt mir nicht ein. Hochzeit wollen wir machen nach Deiner weisen Bestimmung. Solid will ich werden, äußerst solid, darum vorwärts und nicht länger gezögert.“

Mit diesen Worten schlüpfte er in sein Zimmer und der Doctor, sich an die Schößen seines Frackes klammernd, hinterher.

In das leere Studierzimmer trat jetzt Jacob mit den Billets und einem Theaterzettel in der Hand ein. „Drei Billets,“ sprach er für sich. „Zwei

jedenfalls für die Herren und das Dritte für mich. Na! ich hab' Nichts dawider; das letzte Stück, so ich vor dreißig Jahren gesehen, war das Donauweibchen." — Er entfaltete den Zettel. „Hm! der Sohn der Wildniß. — Jetzt geht mir ein Licht auf! Der Doctor will das Ding so durch die Blume geben. Jedenfalls eine Parabel, wie man sagt, denn unter dem Sohn der Wildniß, da kann Niemand anders zu verstehen sein, als — der alte Papa."

Der Traum Jacobs hinsichtlich der Theaterbillets schien sich aber nicht verwirklichen zu wollen. Der Doctor steckte die Billets in die Tasche seines Gehrocks, den er glücklich wieder seinem Vater nebst dem Hut abgerungen. Aber Jacobs Gesicht, als er seinen vielgeliebten jungen Herrn in der modernen Kleidung dahin wandeln sah! Er wollte gar nicht an solche Umwandelung glauben, aber noch weniger kam es ihm in den Sinn, daß der Doctor verliebt sein könne.

Und ob er dies war. Caroline nebst der Tante gingen zwar allein nach dem Theater, denn öffentlich sich mit der still Verehrten schon jetzt zu zeigen, dies wagte der Philosoph durchaus nicht. In der Loge des Theaters aber stellte er sich pünktlich ein, um an

der Seite Carolinens den „Sohn der Wildniß" zu sehen.

Der Glanz der Lichter, die Bühne nebst ihren Gestalten, die Musik. Der Doctor befand sich in einer ganz neuen Welt, worin er die todten starren Floskeln seiner Bücher vergaß. Nun erst als die schön poetische Stelle kam, wo Parthenia dem Ingomar die so zarte Definition von dem Worte Liebe giebt, da schlug sein Herz gar freudig und bewegt. Auch er fühlte sich so ein Ingomar zu sein, der schon ein gehöriges Stück von dem Bärenfell seines Philisterthums abgelegt, er sah ein, daß die Liebe die größte Gewalt, die größte Wissenschaft der Erde sei, in deren Glanze All das Andere erbleicht, was den Namen irdisch und menschlich an sich trägt.

Diese Ahnungen, diese seligen Empfindungen, sie fielen nicht mit dem Fallen der Gardine, sie verstummten nicht mit den Tönen der Instrumente; nein, sie schwollen mächtiger empor, als er heraustrat in die herrliche Mainacht. Oben der Sternenhimmel mit den flimmernden Zeugen der Ewigkeit Gottes, in nächster Nähe der Blüthenduft von Hollunder und Jasmin, zur Seite die hohe herrliche Gestalt Carolinens, deren Tugendreiz er immer mehr erkannte und ihm die Gewißheit verlieh, daß

er nur in ihrem Besitz dereinst ein wahrhaft glückliches Leben führen werde. Er sah ein, daß der Mann mit all seinem Wissen, all seiner Gelehrsamkeit, die sich tief in der Brust verbirgt und jeglichen Glanzes entbehrt, gleichsam dahin modern würde, wenn er es nicht vermag, sich an dem Edelstein des Frauenherzens das rechte Licht zu holen, jene erwärmenden Strahlen, die ihn befähigen, damit zu erheitern und zu beglücken.

So waren bereits wieder etliche Tage vergangen und Papa Medardus wollte Resolution haben; er wollte wissen, wie die Actien seiner Verheirathung stehen und rückte, so zu sagen, dem Sohn damit vors Quartier. — Welch eine Zumuthung; dieser hatte jetzt mit seinen eigenen Herzensangelegenheiten zu thun und sollte sich in diesem Punkte noch um seinen Vater bekümmern.

Der joviale Alte aber ließ nicht locker, zumal er sah, daß dieses Streben, diese Gänge äußerst wohlthätig auf das ganze Wesen seines Sohnes einwirkten. Früher bemerkte man am Doctor einen Hypochonder, von dem jetzt keine Spur mehr vorhanden war. Er war auf dem Wege ein Weltmann zu werden, er nahm Theil an geselligen Freuden, dieß Alles erquickte den lebensfrohen

Vater außerordentlich. Davon aber, daß sich der Sohn verliebt habe, daß bereits ein zweites Herz für ihn schlage, davon hatte der Alte noch keine Ahnung. Er stand immer noch in dem Wahn, all diese Bemühungen geschähen in seinem Interesse, er wandere nur deshalb, um für ihn zu werben.

Allem Anschein nach, calculirte Papa Medardus, muß er Ankergrund gefunden haben. Ihm lag daran zu erfahren, wer die Schöne sei, die ihm sein lieber Sohn als zweite Frau zugedacht.

Den alten Diener Jacob mit in das Geheimniß zu ziehen, hielt er nicht für zweckmäßig. Doch, Jacob wußte ja von der gestellten Bedingung kein Sterbenswörtchen und — im Punkt der Verschwiegenheit war auf ihn zu rechnen.

Medardus nahm den Alten ins Gebet und fragte ihn dann nach einigen Umschweifen, ob er nicht wisse, wo sein Sohn jetzt immer einen Besuch abstatte.

Jacob schmunzelte und nannte dann die Straße und das Haus. — „Nur dorthin kann der Herr Doctor gehen, denn in das Haus habe ich schon zweimal ein Brieschen hintragen müssen auf ganz

feinem Postpapier. Diesen Brief nahm mir eine alte Dame ab."

„Was? eine alte ...?" rief Medardus, indem er hastig die Hände des Dieners ergriff.

„Nun, nun, alt etwas freilich, aber höchst anständig und proper. Eine Dame, vor der man allen Regard haben muß. — An diese war aber der Brief nicht gerichtet."

„Nicht? an wen? rede! sprich!"

„Ich habe die Adresse gelesen: An Fräulein Caroline Wacker."

Jetzt lief der Alte wie ein Wiesel ins andere Zimmer und rieb sich vor Freuden die Hände. „Caroline Wacker! ich kenne das Mädchen, schön, geistreich! ein Mädchen, — ganz wie für mich geschaffen! O Heinrich! o mein Sohn! wie muß ich Deinen Geschmack preisen. Ach! diese Kindesliebe, diese Aufopferung eines trübgestimmten Sohnes für seinen fidelen Vater. Dann — es ist Besitzthum da — diese weise Fürsorge, diese Berechnung für die Zukunft, ach! wo ist mein Sohn, daß ich ihn in meine Arme schließen, daß ich meine Hände auf sein Haupt legen und meinen väterlichen Segen ertheilen kann."

In selbigem Augenblicke trat der Doctor zur

Thür herein. Ehe er Hut und Stock ablegen konnte, hing Papa Medardus an seinem Halse und drückte ihm überselig einen Kuß auf die Lippen. — „Mein Sohn! mein Heinrich! Ich hab' es vernommen; Dein gutes Herz, Deine Liebe, Deine Wahl ...!“

„Wie? Vater, Sie wissen?“

„Alles, Alles! — Caroline —“

„Ein Geheimniß ...“

„Nicht mehr! diese Kunde ...“

„Sie wissen?“

„Hat mich zum Glücklichsten der Menschen gemacht.“

„Vater — der Zug des Herzens ...“

„Weiß, weiß: — ist des Schicksals Stimme.

„Sie billigen die Wahl!“

„Außerordentlich!“

„Wann soll ich Sie vorstellen?“

„Heute! sobald wie möglich! in dieser Stunde.“

„Ach! welch ein Triumph!“

„Wann denkst Du denn, Heinrich! daß die Verlobung geschehen soll?“

„Morgen!“

„Sapperment! das geht hitzig zu.“

„Aber noch Eins. — Es ist ein hübsches Vermögen da.“

„Davon sollst Du mit der Zeit auch einen Theil bekommen.“

„Nein! schon jetzt. Es ist Rücksprache mit Carolinens Tante, der Madame Reinhold nöthig.“

„Madame Reinhold! O, diese kenne ich so ein wenig. Sei ohne Sorge, was hier zu thun, liegt mir ob. Aber die Braut?“

„Werde ich Ihnen hier in unserm Hause vorstellen.“

„Wo denkst Du hin! zu viel Ehre. Ich selbst gehe hin, ich fliege in ihre Arme, ich muß ihr selbst sagen, wie reich und glücklich mich diese Stunde gemacht.“

Gleich dem Wirbelwind flog er von dannen, daß dem Doctor nicht Zeit blieb zu näherer Mittheilung und Erörterung. Sich ausführlich mit diesem Gegenstand zu beschäftigen, wäre ihm auch nicht möglich gewesen, denn er war ja der glücklich Liebende und in solchen Momenten ist ja der Mensch viel zu sehr mit sich beschäftigt, um an Andere zu denken.

Kurz und gut, Herr Medardus, der Lebemann ist fortgeeilt auf — Freiersfüßen. Mit Eleganz

und Liebreiz überladen, ist er nach dem Hause der Madame Reinhold geeilt und zwar mit einem kleinen Mißverständniß, das im Hause der Sehnsucht und der Liebe zu einem sehr großen wird.

Da möchte ich ein Mäuschen sein! Nicht? — Ich sehe hier im Geist viele Leser freundlich mit dem Kopfe nicken, deshalb schnell hinterher, um — zu lauschen.

Herr Medardus sitzt auf dem damastgrünen Divan, Madame Reinhold ihm gegenüber im schwellenden Fauteil, die Unterredung ist mit gewandten Worten eingeleitet, wozu der Umstand kommt, daß Beide ganz allein sind, denn Fräulein Caroline ist ausgegangen.

Der Tante gegenüber ist Papa Medardus das zarteste feinste Männchen, denn er dachte: auch dies Herz mußt du zu gewinnen suchen, hier mußt du dir eine Zweigbahn anbauen, wenn auf dem Weg zum Ziel sich doch vielleicht so ein kleines Hinderniß entgegenstellen sollte. Ohne seines Sohnes im mindesten zu gedenken, erging er sich in Schmeichelworten und sagte der Madame Reinhold, wie er jetzt doppelt erkenne, daß der Mensch wenn die Jahre anrückten und das Alter hereinschaue eines Wesens bedürfe, das mit ihm fühle und empfinde,

das bereit sei, mit ihm die Tage zu theilen, welche die gütige Vorsehung noch zugedacht.

Madame Reinhold lachte laut auf, als er von Jahren sprach und dem anrückenden Alter. Sie gab zu, daß das Denken und die sitzende Lebensart Einfluß auf Körper und Geist haben könne.

„Sitzende Lebensart?“ flüsterte sich still Medardus zu, „das soll doch nicht etwa eine Stichelei auf dich sein?“ Schnell ergriff er wieder das Wort und erging sich in Träumen über die herrlich lächelnde Zukunft, wenn seinem Herzen vergönnt wäre noch einmal all die Gefühle in sich aufzunehmen, von denen er gewähnt, daß sie hinabgesunken in den Strom der Lethe.

Im Lauf dieser Worte ergriff er die Hand der Madame Reinhold und blickte ihr mit einer Bonhommie ins Antlitz, daß ihr Herz sich wundersam zu regen begann. Wie die Wolken vor der Sonne fliehen, so tagte es vor ihren Blicken. Es war gewiß, es war ohne Zweifel, Papa Medardus fühle für sie und seine Worte waren so ein ganz verständlicher Sturm auf ihre Herzensfestung, die zum zweitenmale erobert werden sollte.

Mit etwas verschämten Blicken entzog die äußerst sittsame, jedoch sonst joviale Hausfrau den immer

kühner werdenden Bewerber die Hand. Ei Wetter! welch Wort entflieht seinen Lippen, er spricht vom Heirathen.

Im Herzen der Tante wogte es jetzt wie eine Meerfluth. Sie glühte wie ein Vulkan, denn eher hatte sie des Himmels Einsturz erwartet, als eine so deutliche Absicht des Alten, der ganz anders zu schwärmen verstand als sein Herr Sohn der Doctor. Madame Reinhold war in ein wahres Labyrinth gerathen und saß jetzt in nicht geringer Verlegenheit dem Theseus gegenüber, der ihr als ein außerordentlicher Waghals erschien, denn — er sprach von Verlobung und dies wo möglich heute oder morgen.

Bei dem Worte Verlobung hätte Ariadne-Reinhold beinah einen Schrei ausgestoßen. Dazu hatte sie aber keine Zeit, es gab immer noch mehr des Neuen und Wunderbaren zu hören. — „Es ist," rief Papa Medardus, „es ist der Wille, es ist der heiße, glühende Wunsch meines Sohnes, daß ich mich wieder in den Stand der heiligen Ehe begebe."

„Ihres Sohnes? der noch heute . . ."

„Hierher kommen wird, um den freudigen Augenblick zu genießen, den er so lange ersehnt. Also

nicht lange mehr gesäumt, schöne Frau, heraus damit! von Ihren Lippen will ich hören, ob ich hoffen kann, ob Sie damit einverstanden sind."

„Herr Medardus! ich muß gestehen, ich fühle mich sehr geschätzt durch diese Worte. Ich bin überzeugt, daß von Ihrer Seite keine Uebereilung stattfindet."

„Durchaus nicht! Alles reiflich mit meinem Sohn überlegt. Wähnen Sie vielleicht, ich könne nicht den treuen liebenden Ehegatten spielen! hat man nicht Beispiele, daß ..."

„O, dessen schon genug. Es giebt Männer, die weit älter waren und — soll denn das Recht der Liebe allein der Jugend vorbehalten sein? Soll, wo die Vorsehung den Einen Theil früher abgerufen, der andere Theil nicht berechtigt sein, sich wiederum das zu suchen, was er verloren?"

„Madame! Sie haben mein Herz erkannt! Sie blicken hinab in mein Inneres und meine Dankbarkeit lege ich ihnen zu Füßen. Ja, ja, ich fühl's, ich muß einen leitenden Genius zu meiner Seite haben, damit ich nicht spät ... Nein! nein! was sage ich da von Dankbarkeit, meine Verehrung, meine Liebe — alle Opfer will ich bringen, nur Gewißheit aus Ihrem Munde, Ihre Einwilligung!"

„Es sei! es sei! denn — wer kann Ihnen widerstehen.“

„O Frauchen, Frauchen! Lieblichste der Schönen!“ jubelte der überglückliche Papa, „krönen Sie diese Stunde, daß ich mich der holden Auserwählten nahen, daß ich ihr —“ Madame Reinhold machte sich auf einen Kuß gefaßt — „daß ich ihr kann sagen, wie alle meine Pulse für sie schlagen —“ da, in diesem Augenblicke trat Caroline durch die Thüre herein. Papa Medardus war in der Rage, im Fluß seiner Rede hieß es jetzt: ich hab es gern, wenn der Becher überschäumt; er eilte auf das Mädchen zu, griff mit der Zunge hinein in das Heer der Reminiscenzen und:

„Laß, Du Erhabne, seelig Dich begrüßen.
Dein Bräutigam liegt hier zu Deinen Füßen.“

„Bräutigam?„ schrien Caroline und die Tante zugleich, daß erschreckt von diesem Schalle der girrende Seladon mit Blitzesschnelle wieder auf die Füße kam und verblüfft vor der Tante stand, welcher jetzt zu Muthe war, als wenn die Maikäfer von zehn Wonnemonaten in ihren Ohren schwirrten. Liebeserklärung der Tante, jetzt Bräutigam der Nichte, mit Papa Medardus muß es nicht richtig unterm Hute sein, deßhalb fort mit ihm ins Nebenzimmer,

Aufklärung, Licht! jedenfalls ein Mißverständniß, eine Irrung, eine ägyptische Finsterniß am Horizont der reinsten herrlichsten Gefühle.

Madame Reinhold häkelte sich in seine Arme; er wollte entfliehen, nichts da. „Zur Liebe will ich Dich nicht zwingen, doch geb' ich Dir die Freiheit nicht!" wurde er in die blaue Stube geführt und die Thüre zugemacht, damit Caroline nicht etwa höre, was sich vor einer Viertelstunde wahrscheinlich als Mißverständniß in zarter Angelegenheit des Herzens begeben.

Der flüchtige Auftritt, ein unbekannter alter Herr zu ihren Füßen, hatte Carolinens Gemüth sonderbar bewegt; ihre Wangen glühten, sie ging unruhig im Zimmer auf und ab, sie verlangte nach irgend einer Seele, der sie sich mittheilen konnte über den sonderbaren Vorfall.

Da erschien der Bräutigam, der wahre, nicht der falsche Demetrius mit den grauen Löckchen und den fünfzig Jährchen auf dem Rücken.

Der Doctor trat ein; Caroline flog ihm entgegen und erzählte ihm, wie so eben ein Herr sie als seine Braut begrüßt und um ihre Hand angehalten habe.

„Ein Herr?" rief der Doctor aus, indem seine

Augen funkelten. „Wer ist der Kühne, der es gewagt, hier einzudringen? Wer hat sich erlaubt ...“

„Heinrich! keine Aufregung!“

„Ich will wissen, wer es sei.“

„Es ist — ein Herr, der über die Thorheiten ...“

„Mir Rechenschaft geben soll.“

„Nein! über die Thorheiten der Jugend hinaus.“

„Desto mehr Ursache zu meinem Zorn.“

„Heinrich, keine Uebereilung!“

„Ein Herr! der — ha! wo bin ich? — hat mich die Ueberraschung, die Liebe! — Ein Unbekannter, — einen Heirathsantrag! — meine übernommene Pflicht! es wird Licht vor meinen Augen! der alte Herr auf Freiersfüßen, dies kann nur mein Vater sein.“

„Dein Vater?“ rief Caroline voll Verwunderung.

„Ja, mein Vater, dem ich versprochen, dem ich mein Wort gegeben, da, da kommt er, ich höre seine Stimme.“

Lachend in übervollem Maaße trat Papa Medardus mit Madame Reinhold wieder ins Zimmer

und jauchzte: „Braut! Braut! — Verlobung! Hochzeit!“

Schnell trat ihm sein Sohn in den Weg und sprach: „Ja, Braut! aber nicht für Sie, mein Vater, der Glückliche, der Auserwählte, der Bräutigam — bin ich.“

„Du, mein Sohn, Heinrich?“

„Ja, ich, und kein Anderer. Das Blatt hat sich gewendet. Der Sohn unterfing sich, für seinen Vater zu sorgen, und ...“

„Fiel selbst dem kleinen Liebesgott in die Schlingen.“

„So ist's, hier stelle ich Ihnen meine Braut vor, Caroline Wacker.“

Na, Papa's Seligkeit. Im Umarmen war er jetzt groß, ein Theaterkritiker würde sagen: unübertrefflich! Als er in den schönsten Worten seine Gratulation abgestattet und mit Freudenthränen im Auge seinem Sohn um den Hals gefallen, dann jauchzte er laut auf und rief, um sich ein wenig aus der Schlinge zu ziehen: „Hab' Alles gewußt, hab' Alles gewußt! Doch höre, mein Sohn, auch von meiner Seite eine Neuigkeit.“

„Was ists, was ists?“

„Da Du für mich zu werben ganz vergessen,

so bin ich selbst zum Kampfe ausgezogen. Du träumst, allein Bräutigam zu sein? Verfehlt! Arm in Arm mit Dir fordre ich Hymen in die Schranken. Ich — bin auch Bräutigam!"

„Nicht möglich!"

„Und doch, zwar noch etwas in weitem Felde. Ich habe" — hier blickte er verstohlen auf Madame Reinhold — „einen Sturm auf ein Herz gewagt, ich habe ..."

„Ein Mißverständniß!" fiel ihm schnell die Tante ins Wort.

„Anfangs! Anfangs! machte sich aber später ganz trefflich. Ich habe declamirt von Hochachtung, von Freundschaft, von Liebe und fand geneigtes Gehör; ich wurde dreist und sprach von einem Herzensbund ..."

„Irrung! Irrung!"

„Bewahre, Tantchen, Verstellung! Ich rückte vor mit dem schweren Geschütz, ich schritt zum Hauptsturm, ich hielt um die Hand der Verehrten an und — Madame Reinhold! ich bitte, stellen Sie keine Nebelbilde, hier, wo die Sonne der Liebe lacht. Sie haben mit dem Kopfe genickt, Sie haben Ihre Einwilligung gegeben, Sie haben Ja!